



PHOENIX-RHEINROHR

WERKMÄNNER AN RHEIN UND RUHR / Unsere Gemeinschaft in Wort und Bild / Postverlagsort Düsseldorf • Nur für Betriebsangehörige

Mit großem
Amerika-
Sonder-
bericht
Nr. 62

Kurz notiert

13,5 Millionen DM konnten in diesem Jahre anlässlich des Weihnachtsfestes an unsere Werksangehörigen als Sonderzuwendung ausbezahlt werden.

Erstmals in der Wintersaison ist vom 10. 2. bis 28. 4. 1962 das DGK-Kurheim Bad Wiessee auch für eine Badekur geöffnet. Anmeldungen bei den Sozialabteilungen.

Die Akademie für Fernstudium weist durch ihren Kursus „Führen im Betrieb“ Wege zur beruflichen Weiterbildung für Meister, Vorarbeiter, Gruppenführer sowie technische und kaufm. Führungskräfte. Auskunft gibt die Akademie für Fernstudium, Bad Harzburg, Postschließfach 243.

Bei der Rheinische Kalksteinwerke GmbH, einer Organgesellschaft von Phoenix-Rheinrohr, ist in Wülfrath eine Erhöhung des Grundkapitals von 15 auf 25 Mill. DM (Anteil von Phoenix-Rheinrohr 32,5%), bei der Dolomitwerke GmbH, Wülfrath (Phoenix-Rheinrohr-Anteil 25%), von 5 auf 12 Mill. DM erfolgt.

Der Eisenhüttenstag 1961 fand am 23. und 24. November in Düsseldorf statt. Im Mittelpunkt dieser alljährlichen Versammlung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der nunmehr ins 2. Jahrhundert seines Bestehens geht, standen wiederum eine Reihe von technisch-wissenschaftlichen Fachvorträgen, die auch von zahlreichen Technikern unseres Unternehmens besucht worden waren.

Eine Wiederholung des anormal hohen Schrotteinsatzes der Hochöfen dürfte es kaum wieder geben. Das betonte Dr. Ischebeck, Phoenix-Rheinrohr, in der Jahreshauptversammlung des Bundesverbandes der Deutschen Schrottwirtschaft in Düsseldorf in einem Vortrag „Ursachen des Rückganges im Hochofenschrott-Einsatz“.

Schnell gelesen

Eine wichtige Bekanntmachung über Beachtung der Streupflicht und Verhütung von Frostschäden sowie über Anbringen von Rundfunk- bzw. Fernsehantennen ist allen Mietern der Rheinischen Wohnstätten AG zur besonderen Beachtung zugegangen.

Die Rotterdam-Rhein-Pipeline, die aus unseren Rohren hergestellt ist, soll von ihrem Endpunkt Köln aus weiter nach Süden bis zum Oberrhein verlängert werden. Die Rotterdam-Oilwirtschaft ist diesem Projekt jetzt näher getreten.

Die Stahlaufträge bei den westdeutschen Stahlerzeugern sind im Oktober nicht weiter zurückgegangen. Nach vorläufigen Feststellungen haben vielmehr sogar die Neubestellungen in Walzfertigstahl erstmals wieder um etwa 10% zugenommen. Es wäre jedoch verfrüht, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Dämpfung der Nachfragefähigkeit am Stahlmarkt bereits überwunden wäre, zumal in den bevorstehenden Wintermonaten ohnehin saisonüblich nicht mit einer stärkeren Belegung des Bestelleingangs gerechnet wird.

Anerkennende Worte für Phoenix-Rheinrohr fielen bei der Jahreshauptversammlung des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisverband Duisburg, am 5. November. Dankbar wurde in der Versammlung hervorgehoben, daß das Unternehmen der Bereitschaft 5 im Ruhrorter Verwaltungsgebäude ein neues Bereitschaftsheim eingerichtet hat. Auch die Übernahme der Schirmherrschaft durch Hüttendirektor Sors fand lebhafteste Zustimmung. Namentlich Dr. Weitz, der 1. Vorsitzende des DRK-Kreisverbandes und DRK-Präsident a. D., würdigte die Verdienste, die sich die Industrie um das Rote Kreuz erworben habe.

Liebe Leserin und lieber Leser!

Wie ein christlicher Ladenhüter, mit dem um die Weihnachtszeit Geschäfte gemacht werden, kommt einem das Wort vom „Frieden auf Erden“ heute manchmal vor. Wer richtet sich noch praktisch danach? Ich frage nur und erwarte keine Antwort. Was ist aus diesem ersten Gruß an die Menschheit bei der Geburt Christi geworden? — Es wurde mir schon mehrfach geraten, die Werkzeitung Weihnachten doch etwas stärker auf das Christkind abzustellen. Ich habe oft hin und her überlegt. Wenn ich aber die „Bescherung“ betrachtete, die mir die Briefträger zur Weihnachtszeit und schon viele Wochen vorher ins Haus brachten, dann glaubte ich doch, darauf verzichten zu können; denn die Weihnachtsgrüße dienten fast alle der geschäftlichen Werbung und nicht dem Bemühen um den Frieden auf Erden. Volle Warentheken stellen keinen Lebensinhalt dar. Sie erleichtern nur die Verkleidung, wenn man sich besser geben will, als man ist. Soll der Christmensch wie das Kaufhaus im Preis heruntergehen, wenn er Weihnachten feiert und an die Botschaft vom Frieden auf Erden denkt? Der Christ hat als Mensch mehr Verpflichtungen zu erfüllen als andere Menschen, deshalb darf er an der urchristlichen Forderung: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ auch keine Abstriche machen. Der Nächste ist keineswegs nur die Mutter, der Vater oder sonstwer in der Familie. Es kann auch der Fernste sein, der sich als Neger im Busch um die Erhaltung seiner Menschenwürde bemüht. Mancher wird sagen: „Was geht mich das an! Die Gebrauchsanweisungen des Christentums sind mir bekannt, ich kann sie aber im Alltag nicht verwerten! Dort werden andere Forderungen gestellt!“ — Hierauf kann ich nur mit dem Wort entgegnen: „Was du nicht willst, daß man dir tu“; das füg' auch keinem andern zu!“ Dieser Satz gilt immer und überall. Auf ihm als Grundlage läßt sich auch ohne das Gebot der christlichen Nächstenliebe der Herzensfriede, der soziale Friede und der internationale Friede voll verwirklichen. Und darauf kommt es Weihnachten, im Jahr 1962 und immer für uns alle an. Wir sollten recht oft hieran denken!



Die Vorweihnachtszeit ist für Kinder besonders aufregend. Für die knipsende Mutti bietet sie aber reizvolle Fotomotive

- 2 Vorwort zur 62. Ausgabe
- 3 Weihnachtsgruß des Vorstandes und Betriebsrates
- 4 Wir sind im Bilde
- 5 Die erste Adventskerze wird angezündet
- 6 Am 1. Januar beginnt die 42-Stunden-Woche
- 7 Moderne Hochstraße entsteht vor dem Thyssen-Haus
- 8 Die Fahrbahn ruht auf 21 Stahlbeinen
- 9 Unser Unternehmen ist maßgeblich beteiligt
- 10 In Ruhrort explodierte eine Azetylenflasche
- 11 Die freie Aussprache
- 12/39 Mit Kamera und Feder durch USA und Kanada
- 40 Neue Autobahnbrücke über die Fulda in 50 m Höhe
- 41 Neuartige Konstruktion mit unserem Material
- 42 Künstlerische Erfolge von Belegschaftsmitgliedern
- 43 Geheime Wünsche — Weihnachten erfüllen
- 44 Unsere 10. Betriebsreportage
- 45 Hohe Qualitätsgüte durch induktive Schweißung
- 46 40 und 25 Jahre in unserem Unternehmen
- 47 Der MGW „Frohsinn“ in Ruhrort besteht 90 Jahre
- 48 Werksfeuerwehr wacht Weihnachten
- 49 Sie stehen ständig alarmbereit
- 50 Die kleine Werkzeitung
- 51 Für Sie gezeichnet und fotografiert
- 52 Licht in der Welt — grafisch gesehen



UNSER TITELBILD

zeigt eines der 21 Stahlbeine des Düsseldorf „Tausendfüßlers“ neben unserem Thyssen-Haus

Die Werkzeitung wird Belegschaftsmitgliedern kostenlos zugestellt

frohe Weihnacht
und für 1962
viel Glück und Erfolg

*Eine Bergkapelle im Allgäu
im verschneiten Winterkleid*



Die vergangenen zwölf Monate des Jahres 1961 haben uns wieder ein gutes Stück vorwärts gebracht. Es gelang uns, die Stellung unseres Unternehmens im Markt zu festigen und weiter auszubauen. Unsere im Frühjahr geäußerte Erwartung, daß auch das Geschäftsjahr 1960/61 erfolgreich sein werde, hat sich erfüllt.

Durch die in den letzten Jahren vollendeten Bauvorhaben ist eine verstärkte und kostensparende Rationalisierung in unseren Betrieben erreicht worden. Den Nutzen dieser Entwicklung spüren wir besonders in der derzeitigen von einem etwas ruhiger gewordenen Auftragseingang gekennzeichneten Lage.

Infolge der guten Zusammenarbeit und der ständigen Einsatzbereitschaft der Mitarbeiter in den Betrieben und in den Verwaltungen haben wir in unseren Werken und Tochtergesellschaften bisher sämtliche Schwierigkeiten so gemeistert, daß wir auch jetzt vertrauensvoll in das kommende Jahr blicken. Mit den besten Weihnachts- und Neujahrswünschen möchten wir auch unseren Dank an alle Mitarbeiter, deren Angehörige und die Pensionäre verbinden.

Der Vorstand:

Dr. Brandi

Mommson

Schiewerling

Sors

Dr. Vellguth

Dr. Wulffert

Das Jahr 1961 geht in wenigen Tagen zu Ende. Es war für uns alle, Unternehmen, Betriebsrat und Belegschaft, erfolgreich. Wenn wir auf die vergangenen Monate zurückblicken, so können wir feststellen, daß sie sehr arbeitsreich gewesen sind. In gemeinsamen Anstrengungen konnten die auftretenden Schwierigkeiten gemeistert werden.

Erstmalig zahlte unser Unternehmen im Jahre 1961 nach Verhandlungen zwischen Vorstand und Gesamtbetriebsrat eine Ergebnisbeteiligung an jedes Belegschaftsmitglied. Im letzten Quartal des Jahres mußten Werksangehörige einiger Betriebsabteilungen durch die Verlagerung von Aufträgen auf andere Arbeitsplätze umgesetzt werden. Der Gesamtbetriebsrat war bemüht, dabei auftretende Härten zu mildern.

Wir danken allen Belegschaftsmitgliedern für die im letzten Jahr geleistete Arbeit und wünschen ihnen, ihren Angehörigen und allen Pensionären ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr.

Jöckel, Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates



*Wir sind
»im Bilde«*

Zu den jüngsten Belegschaftsmitgliedern unseres Mülheimer Werkes gehört der 15jährige Karl-Heinz Unkel, der im Großrohrwerk als Bote beschäftigt ist. Viele Belegschaftsmitglieder kennen ihn vom Sehen her, wenn er mit seiner Schubkarre über die Werkstraßen fährt

Vor fünf Jahren war der Inder Jarayon Mukherjee in der Ruhrorter Materialprüfungsanstalt als Praktikant tätig. Kürzlich weilte er im Auftrag eines indischen Instituts wieder in unserem Werk Ruhrort. Unser Bild zeigt ihn mit dem indischen Direktor N. C. Roy (Mitte) und Dr. Hastert



Im November wurden bei Phoenix-Rheinrohr Ausleseprüfungen für Lehrstellenbewerber durchgeführt. In Mülheim beaufsichtigte Lehrmeister Sunten die Ausführung der Arbeiten, an die sich ein berufsberatendes Gespräch mit dem Leiter des gewerblichen Ausbildungswesens Garbe anschloß





Zum ersten Male erlebten Praktikanten aus Uganda und der Vereinigten Arabischen Republik, die in der Mülheimer Lehrwerkstatt zur Zeit tätig sind, die Adventszeit. Der Mülheimer Leiter des gewerblichen Ausbildungswesens Dipl.-Ing. Garbe überreichte den

Ausländern einen Adventskerzen. Vincent Bunsen Kisitu aus Uganda zündete im Beisein anderer ausländischer Praktikanten die erste Kerze an. Von links Abdel Hafis El Gamal, Dipl.-Ing. Garbe, Vincent Bunsen Kisitu, Mstr. Porsch, Aziz Abdel Malek

Bis auf den letzten Platz besetzt war am 2. November der Speisesaal im Mülheimer Kasino, als sich dort sämtliche Betriebsräte unseres Unternehmens zu einer Betriebsrätevollkonferenz trafen. Der Vorsitzende Jöckel konnte außer den Aufsichtsratsangehörigen Barkhausen, Dudek,

Hahnbück, Hohmann und Niedermair auch die Vorstandsmitglieder Mommsen, Schiewerling, Sors, Dr. Vellguth und Dr. Wulffert begrüßen, die über die Arbeit in ihren Ressorts sprachen. Der Betriebsrat soll wie bisher weiterarbeiten. Das Foto entstand während der Ausführungen von Dir. Schiewerling



Am 1. Januar 1962 beginnt die 42-Stunden-Woche

Die Produktivität der gesamten Wirtschaft soll unter der Arbeitszeitverkürzung nicht leiden

Ab 1. Januar 1962 wird in der west-deutschen Eisen- und Stahlindustrie nur noch 42 Stunden in der Woche gearbeitet. So haben es die Tarifpartner vereinbart. Die schon im Juli 1960 zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberern abgeschlossenen Lohn- und Gehaltsabkommen sehen für alle Arbeitnehmer, die zur Zeit noch 44 Stunden arbeiten, eine stufenweise Rückführung der durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit vor. Ab 1. Januar 1962 verringert sich die Arbeitszeit auf 42 Stunden. Ab 1. Juli 1965 wird sie um weitere 2 Stunden auf 40 Stunden sinken. Das bedeutet, daß ab Januar nächsten Jahres der betrof-

fene Personenkreis 4,8 Prozent der jetzigen Arbeitszeit weniger im Betrieb oder Büro verbringen wird. Finanzielle Einbußen entstehen durch diese Maßnahmen nicht, denn der gewerbliche Arbeitnehmer erhält einen tariflichen Lohnausgleich in Höhe von 4,8 Prozent. Für den im Monatsgehalt stehenden Angestellten ergeben sich ohnehin keine finanziellen Veränderungen. Mit der Einführung der 40-Stunden-Woche wird dann ein Zustand erreicht sein, den die Arbeiter um die Jahrhundertwende in Deutschland nicht zu erhoffen gewagt hätten. Man braucht nur daran zu erinnern, daß Arbeitszeiten von 60 und mehr Stunden in

einer Woche damals keine Seltenheit waren. Seiner Familie konnte sich der Arbeiter zu der Zeit höchstens an Sonntagen widmen.

Einen einschneidenden Wandel bedeuteten die Demobilmachungsverordnungen von 1918/19, die für Lohnempfänger und Angestellte den 8-Stunden-Tag, und damit die 48-Stunden-Woche, brachten. Wirtschaftliche Erwägungen veranlaßten den Gesetzgeber in den 20er Jahren, Ausnahmen vom 8-Stunden-Tag zuzulassen. Auch die Arbeitszeitordnung von 1938, die grundsätzlich am 8-Stunden-Tag festhielt, gestattete in Ausnahmefällen eine Verlängerung der täglichen Arbeitszeit auf 10 Stunden. Nachdem während des zweiten Weltkrieges die Schutzvorschriften außer Kraft gesetzt und damit wieder bis zu 60 Stunden gearbeitet werden mußte, wurde nach Erlaß des Alliierten Kontrollrats im Jahre 1946 die 48-Stunden-Woche wieder eingeführt.

Nach dem Kriege haben es sich die Gewerkschaften zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, neben der wirtschaftlichen Besserstellung der Arbeitnehmer auf eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit hinzuwirken; ein Ziel, für das sich auch die Industrie grundsätzlich aufgeschlossen zeigte. Nach dem Demontagestop galt es zunächst, neue Anlagen zu erstellen und die Produktion in Gang zu bringen. Als die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft wieder hergestellt war, konnte durch die Reduzierung der durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit von 48 auf 45 Stunden am 1. April 1957 der erste entscheidende Schritt zur Arbeitszeitverkürzung getan werden. Mit Einführung der 44-Stunden-Woche ab 1. Januar 1959 wurde sie weiter um eine Stunde verringert.

Die in relativ kurzen Zeitabständen durchgeführten Arbeitszeitverkürzungen sind erst durch größere Kapazitäten bei den Industrieanlagen und eine fortschreitende Rationalisierung und Automatisierung ermöglicht worden. Volkswirtschaftlich sinnvoll und im Interesse aller beteiligten Kreise sind sämtliche Maßnahmen in dieser Richtung jedoch nur dann, wenn durch den Abbau der Arbeitszeit der Produktivität der gesamten Wirtschaft kein Schaden zugefügt wird.

Betriebsrätevollkonferenz in Mülheim/Ruhr

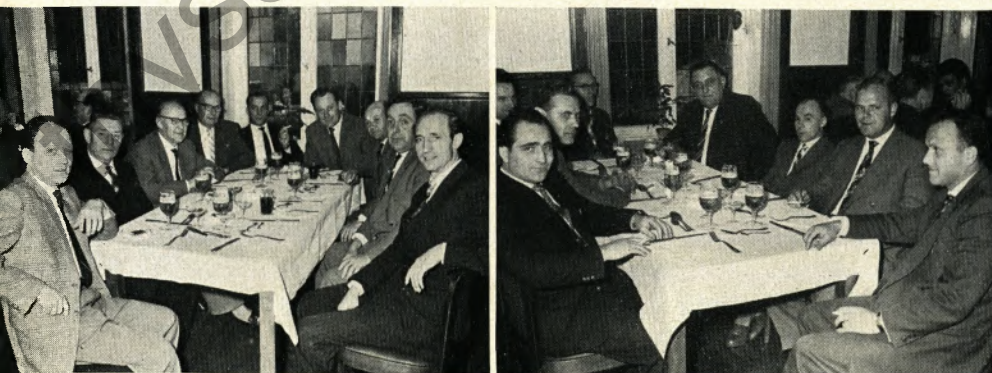
Mitglieder des Aufsichtsrates und des Vorstandes anwesend

Am 2. November fand im Mülheimer Kasino eine Vollkonferenz sämtlicher Betriebsräte statt. Der Vorsitzende des Gesamtbetriebsrates, H. Jöckel, leitete sie und begrüßte besonders die Vorstandsmitglieder Mommsen, Schiewerling, Sors, Dr. Vellguth und Dr. Wulfert sowie die Mitglieder des Aufsichtsrates Barkhausen, Dudek, Hahnbück, Hohmann und Niedermair.

Nach der Totenehrung erstattete H. Jöckel Bericht über die im Gesamtbetriebsrat geleistete Arbeit. Er streifte die Zahlung des Weihnachtsgeldes (sie ist inzwischen erfolgt), die zu erwartende Ergebnisbeteiligung und schlug anschließend vor, die werkeigenen Heime Herstelle und Nassau als Erholungsheime für Belegschaftsmitglieder zur Verfügung zu stellen,

die an gefährdeten Arbeitsplätzen tätig sind. Er ging auch auf die Auswertung des Anerkennungszuschlages, auf die Unfallgefahren und ihre Verhütung und auf die 42-Stunden-Woche ein. Der Rechenschaftsbericht gab auch über die Arbeit der Unternehmensausschüsse Aufschluß. Als Belegschaft gab er 33 562 Beschäftigte an. (1960: 32 942). Arbeiter 28 469 (1960: 28 240), Angestellte 5093 (1960: 4702). Über das Thema „10 Jahre Mitbestimmung unter besonderer Berücksichtigung in unserem Unternehmen“ referierte Aufsichtsratsmitglied Hahnbück. Die anwesenden Vorstandsmitglieder berichteten über die Arbeit ihrer Ressorts. Nach der Diskussion, die recht lebhaft verlief, empfahl man dem Gesamtbetriebsrat, er möge in der bisherigen Richtung weiter tätig sein.

Zwei Schnappschüsse von der Betriebsrätevollkonferenz am 2. November. Das linke Bild zeigt die Dinslakener Betriebsratsmitglieder, die rechte Aufnahme die Mitglieder des Betriebsrates von Immigrath





Die gestrichelte Linie zeigt den ungefähren Verlauf der neuen Düsseldorf-Hochstraße, genannt „Tausendfüßler“, die am Thyssen-Haus

— im Hintergrund zu sehen — vorbeiführt. Vorn die Gabelung des Hauptstückes in zwei Abfahrbahnen, an denen noch gebaut wird

Der Düsseldorfer »Tausendfüßler« steht auf 21 Stahlbeinen

Neue Hochstraße am Thyssen-Haus – Phoenix-Rheinrohr war mit Lieferungen beteiligt

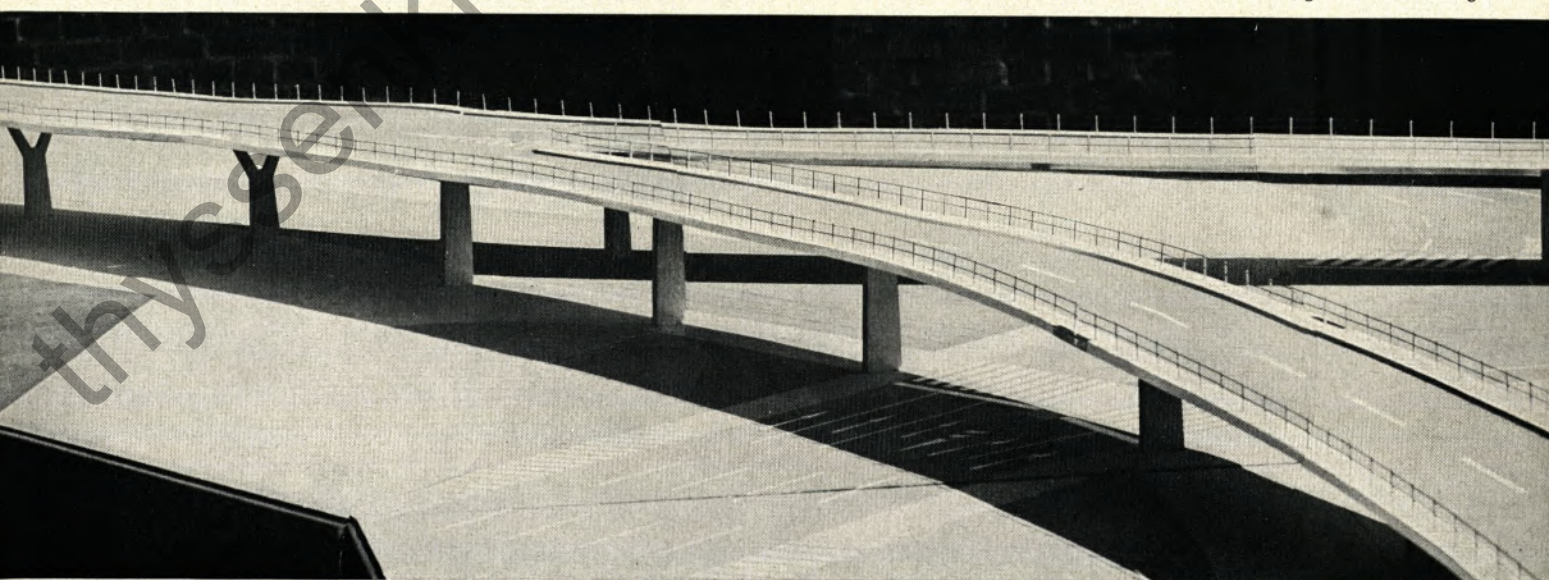
Der neue „Tausendfüßler“, der in Düsseldorf direkt vor unserem Thyssen-Haus erbaut wird, besitzt keine tausend, sondern nur 21 Beine. Besondere Stahlbeine, die aus unseren Blechen der Qualitätsgüte HSB 50 zu Stahlträgern zusammengeschweißt und montiert wurden. Diese 21 stählernen Stützen werden die Fahrbahnen der neuen Hochstraße tragen, die im Frühjahr 1962, wie Professor Tamms schätzt, für den Verkehr freigegeben wird. Prof. Tamms, der für die Umgestaltung der

„Gartenstadt“ oder des „kleinen Paris“, wie Düsseldorf oft genannt wird, verantwortlich ist, bezeichnet den „Tausendfüßler“ als die eleganteste von den acht Hochstraßen, die bis jetzt in Düsseldorf gebaut wurden. Zusammen mit der Errichtung des neuen Hoch-Verkehrsweges wird gleichzeitig der Jan-Wellem-Platz, in dessen Mittelpunkt unser modernes Thyssen-Haus steht, nach neuen und modernen Gesichtspunkten umgewandelt und neugestaltet. Um sich ein Bild von der

Größe des gesamten Objektes machen zu können, hat die Stadt ein Modell bauen lassen und es neben dem Hochhaus für die Öffentlichkeit ausgestellt. Nicht nur die Düsseldorfer, sondern auch viele Gäste und Besucher aus dem In- und Ausland informieren sich hier über die moderne Stadtplanung. An der Darstellung vergleichen sie genau, wie weit die Bauarbeiten schon gediehen sind.

Der Jan-Wellem-Platz mit dem historischen Hofgarten, der Hochstraße und

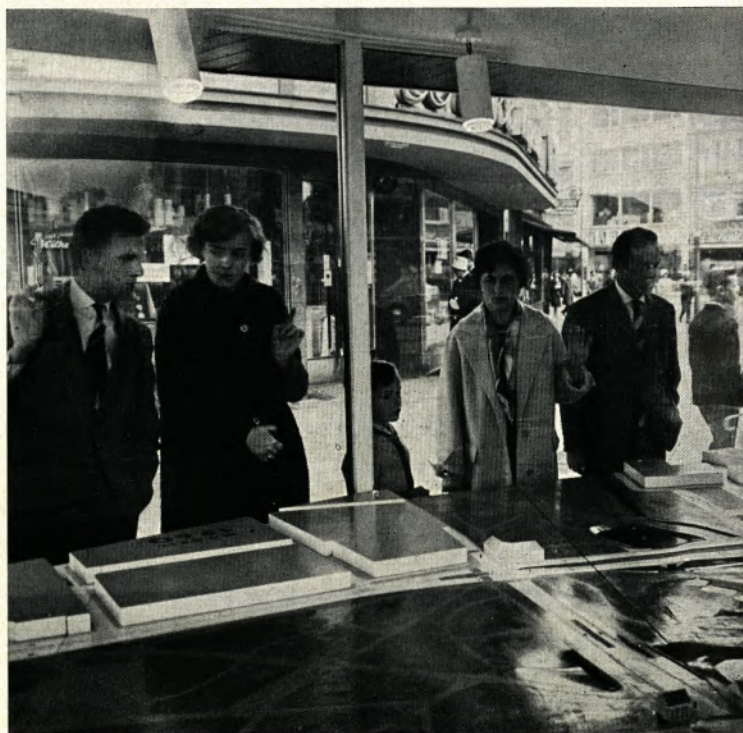
Diese Teilansicht von dem Modell des „Tausendfüßlers“ zeigt deutlich die elegante Form der 8. Düsseldorfer Hochstraße. Der neue Verkehrsweg wird 736 m lang





Der „Tausendfüßler“ wird etwa eine Gesamtlänge von 736 m haben. Die Auffahrtsrampe in der Hofgartenstraße beginnt rund 200 Meter nördlich von unserem Verwaltungshochhaus. Sie steigt leicht an und führt in einem Bogen am Thyssen-Haus vorbei, überquert dann den Jan-Wellem-Platz und die Shadowstraße. Unmittelbar danach teilt sich die Hauptfahrbahn in zwei Bahnen auf. Der südliche Arm führt in die Berliner Allee. Der östliche mündet in die Immermannstraße. Das Haupt- oder Mittelstück mißt 270 m und besitzt eine Fahrbahnbreite von 10,50 m. Die beiden Abzweigbahnen sind je 119 m lang. Ihre Fahrbahnbreite und auch die der Abfahrtsrampen betragen 7,50 m. Die Länge der Rampen ist unterschiedlich. Eine mißt 70 m, die anderen beiden je 79 m. Die gesamte Konstruktion wird als fugenloses Spannbetonwerk errichtet mit einer maximalen Stützweite von 25 m und einer Steigung bis zu 5 Prozent. Die einundzwanzig Beine, die die Fahrbahnen des „Tausendfüßlers“ stützen, wurden aus hochwertigem Stahl hergestellt. Dieser Stahl wurde in unserem Unternehmen erschmolzen und zu Grobblechen gewalzt. Aus diesen Blechen entstanden dann die schlanken Träger mit der Y-Form. Ihre Höhe schwankt zwischen 2,50 und 6 Meter. Phoenix-Rheinrohr lieferte nicht nur Grobbleche für den Bau der neuen Auto-Hochstraße, sondern auch Rohre für das Kanalisationsnetz, das durch die Um- bzw. Neugestaltung des Jan-Wellem-Platzes neu verlegt werden

⇒ dem Thyssen-Haus demonstrieren augenfällig den „Schreibfisch des Ruhrgebietes“, so wie es sich der Stadtplaner vorgestellt hat. An keiner anderen Stelle dieser Stadt wäre eine solche charakteristische Lösung möglich gewesen. Am Jan-Wellem-Platz sind Garten- und Industriestadt symbolhaft dargestellt und nach modernen städtebaulichen Gesichtspunkten im wahrsten Sinne des Wortes vereint. Die Bauarbeiten an der neuen Hochstraße begannen vor etwa einem Jahr. Die elegante Konstruktion wird nach ihrer Fertigstellung eine weitere Verkehrslücke zur Bewältigung des Nord-Süd-Verkehrs durch die Innenstadt schließen und auch nur in dieser Richtung befahren werden können. Das Nord-Süd-Band beginnt für den von Duisburg anrollenden Verkehrsteilnehmer in der Höhe des Düsseldorfer Flughafens, zieht sich durch die nördlichen Stadtteile, führt dann am Hochhaus vorbei über die Berliner Allee und mündet schließlich in den südlichen Autobahnzubringer.



mußte. Außerdem kam auch ein erheblicher Teil der Lichtmaste von uns. Sie werden bei Dunkelheit nicht nur den Jan-Wellem-Platz erleuchten, sondern auch die elegante Hochstraße vor dem Thyssen-Haus gleichzeitig „ins rechte Licht setzen“.

In der Bundesrepublik gibt es 40 Hochstraßen. Wenn sie sich auch in ihrer Länge noch nicht mit den meisten amerikanischen Ausführungen messen können, so verdienen sie es doch, wegen ihrer Konstruktion und ihrer schönen architektonischen Formen gelobt zu werden. Die USA bieten sehr moderne Beispiele von Hochstraßen: In New York entlastet ein solches System von 25 km Länge den innerstädtischen Verkehr gewaltig. In Los Angeles, der Stadt mit den meisten Kraftfahrzeugen der Welt, erfolgt die Verkehrsführung an den Brennpunkten in mehrgeschossigen Bauwerken. Rund 350 000 Fahrzeuge rollen täglich über diese Anlagen. In der Bundesrepublik gibt es in Düsseldorf, Berlin, Köln, Hannover, München, Mannheim und noch in einigen anderen Städten bereits Autohochstraßen modernster Konstruktion. Sie bieten sich geradezu als ideale Lösung an, um einen Verkehrsfarkt, der unseren Städten droht, abzuwenden.

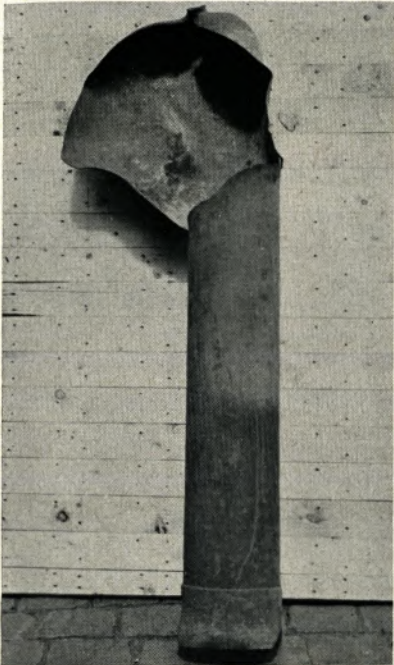
Unser Unternehmen hat auf seine Weise schon immer zur Lösung der Verkehrsprobleme beigetragen. Überall in der Welt werden Phoenix-Rheinrohr-Erzeugnisse für die Errichtung von modernen Konstruktionen verwandt.



Bild links oben: Ein fotografisch mutiger Blick durch Stahlrohrgestelle, die für den Bau der Fahrbahn der Hochstraße errichtet wurden, auf eines der 21 stählernen Beine des Tausendfüßlers vor dem Thyssen-Haus. Die Y-Form des Trägers läßt bereits schon jetzt erkennen, daß er sicher die volle Fahrbahnbreite von 10,50 m stützen wird. Foto unten Mitte: In einem kleinen Pavillon steht ein Modell, das der Öffentlichkeit die Neugestaltung um unser Verwaltungshochhaus in allen Einzelheiten zeigt. Bild oben und unten rechts: Bei den Vorarbeiten mußte das Erdreich zum Teil sehr tief aufgewühlt werden, um Gas-, Wasser-, Telefonleitungen und das Kanalisationsnetz neu verlegen zu können



In Ruhrort explodierte eine Azetylen-Flasche



Ein Bild von der Azetylenflasche, die bei dem Unglück in unserem Ruhrorter Werk platzte

Auf unserem Flämmplatz hat es geknallt! Ein Flämmer wollte einige Brammen bearbeiten. Als er den Brenner des Flämmhobels zündete, explodierte der Azetylen-Schlauch und wenige Sekunden später standen auch schon der Druckminderer und das Ventil der Flasche in Flammen. Die Beteiligten versuchten nicht, den Brand zu löschen, und wegen ungünstiger Verhältnisse war es auch nicht möglich, das Ventil sofort zu schließen. Als die benachrichtigte Feuerwehr eintraf, hatte sich die Flasche schon so stark erhitzt, daß eine Azetylen-Zersetzung in Gang kam und die Flasche explodierte. Zum Glück wurde hierbei niemand der Anwesenden verletzt.

Diese kurze Mitteilung gibt der Abteilung Arbeitsschutz unseres Werkes Ruhrort Veranlassung, auf die Gefahren und Verhaltensregeln bei Schweiß-, Schneid- und Flämmarbeiten hinzuweisen. In unserem gemischten Hüttenwerk sind viele Schweißer, Brennschneider und Flämmer tätig; für sie sind diese Hinweise von besonderer Wichtigkeit.

Die Untersuchung des geschilderten Falles ergab zunächst, daß das Flämmgerät, auch Flämmhobel genannt, in Ordnung war und nicht beschädigt wurde. Ein Flammenrückschlag im herkömmlichen Sinne, der bei Sauerstoffrücktritt in dem Azetylen-Schlauch entsteht, fand vermutlich nicht statt. Wahrscheinlich ist der Sachschaden auf einen Bedienungsfehler zurückzuführen. Man muß annehmen, daß die vorgeschriebene Entlüftung der Schläuche, die dem Anzünden vorausgehen muß, nicht stattfand. Das aus der Flasche ausströmende Azetylen und die im Azetylen-Schlauch vorhandene Luft bildeten ein hochexplosibles Gemisch, das beim Anzünden des Brenners explodierte. Die Flamme ist dann durch den Azetylen-Schlauch bis zur Flasche zurückgelaufen und setzte den Druckminderer und das Ventil in Brand. Die Flasche erhitzte sich hierdurch, und es begann eine Azetylen-Zersetzung, ein Vorgang, der im Innern der Flasche unter starker Temperatur- und Druckerhöhung verläuft. Eine normale Gasflasche ist dieser Belastung nicht gewachsen und explodiert, wie es auch in diesem Falle geschah.

Wir haben uns vor längerer Zeit bereits entschlossen, alle Schweiß-, Schneid- und Flämmanlagen mit einer Flammenrückschlagsicherung auszurüsten, die den Eintritt einer Zünd-

quelle in die Armaturen und die Flasche und somit ein übermäßiges Erhitzen und Zersetzen des Inhaltes verhindert. Bei der großen Zahl der Anlagen in unserem Unternehmen kann der Einbau aber nur nach und nach erfolgen. Das betreffende Gerät im Werk Ruhrort besaß noch keine Flammenrückschlagsicherung.

Der Vorfall bestätigt, wie wichtig es ist, die Betriebsanleitungen genau zu kennen und sich über die Ursachen und Merkmale einer Azetylen-Zersetzung zu informieren. Bei Bränden an der Flasche und nach Flammenrückschlägen sollen folgende wichtigsten Verhaltensregeln beachtet werden: Wenn sich die Flasche noch nicht erwärmt hat, Flaschenventile sofort schließen. Angeschlossene Armaturen abschrauben, dann Ventil wieder öffnen. Erfolgt keine neue Entzündung und tritt auch kein Ruß oder Qualm aus dem Ventil aus und macht sich kein abnormaler Geruch bemerkbar, so kann weitergearbeitet werden. Hat sich jedoch die Azetylenflasche durch irgendwelche Einflüsse erwärmt, so ist ebenfalls das Ventil zu schließen, die Umgebung aber so schnell wie möglich zu räumen und die Feuerwehr sofort zu benachrichtigen.

Führt man die erforderlichen Maßnahmen gewissenhaft und schnell durch, so können Azetylen-Zersetzungen und Flaschenexplosionen verhindert werden. Bei richtiger Bedienung und Instandhaltung unserer Schweiß-, Schneid- und Flämmgeräte besteht kein Grund, einen großen Bogen um diese unentbehrlichen Helfer im Hüttenbetrieb zu machen. Wer ihre Gefahren kennt und danach handelt, schützt sich selbst und seine Kollegen gegen Unfälle.

Abt. Arbeitsschutz Ruhrort

Am 25. Oktober besichtigte auf Einladung unseres Unternehmens der pakistanische Botschafter S. Ex. Muhammad Ayub das Mühlheimer Werk und war anschließend Gast im Thyssen-Haus. Von links nach

rechts: Prok. Müser, Dir. Menge, S. Ex. Muhammad Ayub und Dir. Gewe. — Rechtes Bild: Der Inder Kalyan Roy, der zwei Jahre in unserem Unternehmen war, packte den Koffer, um in Roumkela zu arbeiten



Die Baumplünderung im Forsthaus

Warum bei Lauterbeks einmal am Weihnachtsmorgen beschert wurde und nicht am Heiligen Abend, das hatte seine Gründe: Der Herr Oberförster hatte als Vater des Hauses noch lange zu arbeiten. Er mußte die Abrechnungen für etwa dreitausend Christbäume schreiben, das ging auf Heller und Pfennig, die Regierung nahm es genau, und der Forstgehilfe war krank! In der Nacht also wurde der eigne Baum geputzt, eine Riesenfichte, die bis an die Decke ragte.

Die Tatsache nun, daß der Herr Oberförster als Baumschmuck keinen Flitter und kein Lametta duldete, sondern nur frische Walnüsse, rote Äpfel und Knuspergebäck, jedes Jahr neues, versteht sich, wirkte sich so sonderbar aus, daß man's erzählen muß. So war es gekommen: Vater Lauterbek hatte bereits von unten bis oben jeglichen Gehang verteilt. Nun pflanzte er noch die Kerzen auf, öffnete das Fenster, damit es im Zimmer nicht zu warm würde.

In diesem Augenblick aber — dem Mann stockte das Herz — schlängelte sich ein flinkes Gespenst in die Stube: Nebukadnezar war es, der rostrote Eichkater aus dem Walde. „Hinaus mit dir!“ rief der Oberförster, doch das Tierchen blies ihm was. Es hockte zunächst auf dem Büfett, machte Männchen und warf eine der Kristallschalen um, die dort den Wohlstand der Familie in Paradeaufstellung repräsentieren. „Wenn du nicht sofort verschwindest, dann jage ich dich!“ drohte Herr Lauterbek, aber auch das ließ den Eichkater kühl: Er betrachtete sich das Wunder des mit Nüssen, Äpfeln und gebackenen Kringeln angefüllten Baumes, offenbar war die drei Meter hohe Fichte ein alter Bekannter.

Als dann der Oberförster keinen Spaß mehr verstehen wollte, sondern sich anschickte, aus dem Nebenraum die lederne Klawatsche zu holen, fühlte sich Nebukadnezar bewogen, auch seinerseits einen Stellungswechsel vorzunehmen: Er sprang vom Büfett mitten in die Zweige der zum Christbaum beförderten Fichte und begann unter behaglichem Knurren die aufgehängten Herrlichkeiten zu verzehren. Zuerst ein paar Nüsse, dann einen rotwangigen Apfel. Der Baum schlingerte bedenklich unter den Erschütterungen des von Ast zu Ast turnenden Ungeheuers.

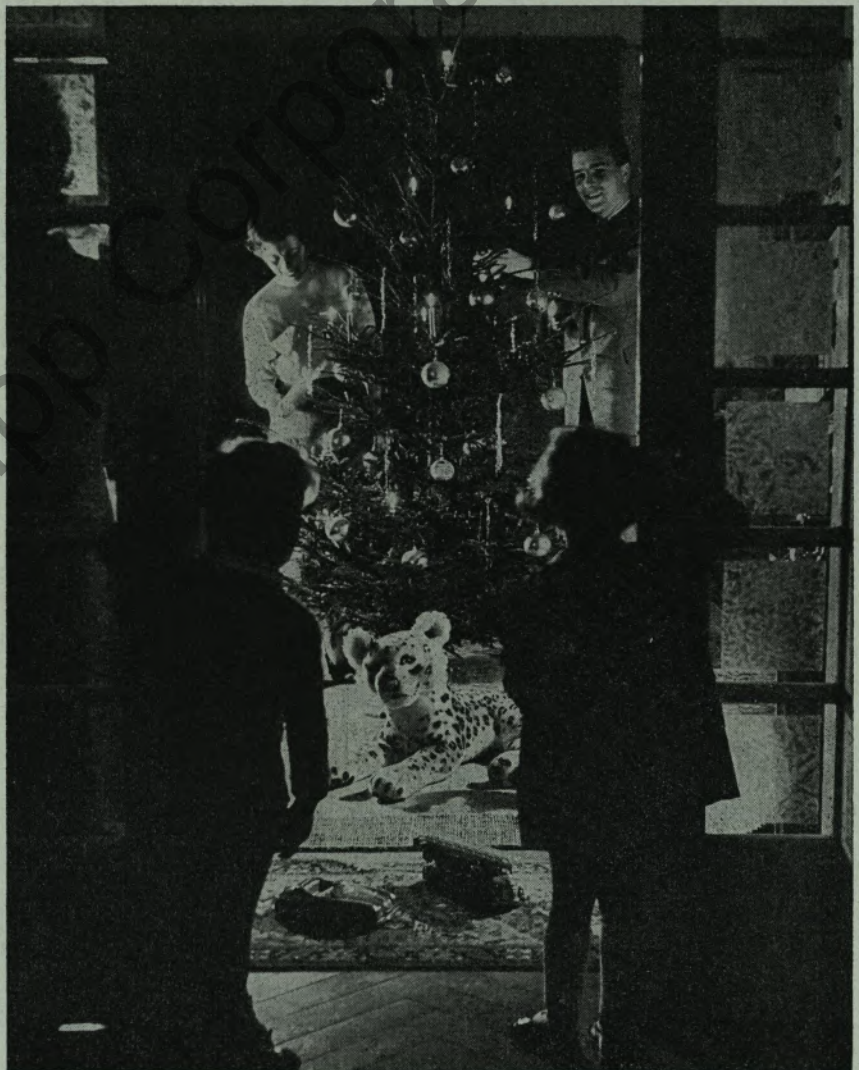
Und Herr Lauterbek war schon willens, die Klawatsche nicht ohne waid-

männische Zielsicherheit zu betätigen, als der Baum bedenklich in die Rumpfbeuge ging. Da flog die Klawatsche in die Ecke, denn nun tat es not, beide Hände frei zu haben, um den gänzlichen Umsturz zu verhindern. Zugleich schrie der Mann um Hilfe, aber auch das war eine nutzlose Mühe. Denn sowohl Frau Marianne als auch die vier Kinder rapelten vergeblich an der Tür, weil diese, der aufgebauten Bescherung wegen, fest verschlossen war.

Vater Lauterbek schwitzte. Er machte, den Stamm umklammernd, seiner Familie mit betonender Stimme klar, in welcher Zwangslage er sich befand — da bogen sich Weib und Kinder vor Heiterkeit, und Frau Marianne meinte: „Wir warten halt, bis Nebukadnezar satt ist!“

Zwar hatte sich der Eichkater längst das Ränzlein vollgestopft. Aber nun

wimmelte Thusnelda, seine diesjährige Gemahlin, zum Fenster herein und fiel ohne lange Umstände über den noch verbliebenen Vorrat an Nüssen, Backwerk und Äpfeln her. Es war eine herzerquickende Schmauserei. Hätte der verzweifelte Oberförster bloß nicht diese Ängste um den Baum leiden müssen, dessen Umsturz alles Porzellan zu zertrümmern drohte. So geduldete sich denn der Mann, bis Thusnelda keine weiteren Ansprüche mehr stellte, sondern in Begleitung ihres Gatten wieder in die Heimat des verschneiten Waldes entschlüpfte. Alsdann schloß Vater Lauterbek schleunigst das Fenster, tat einen Blick auf die Uhr, zündete die Kerzen an, schwenkte die Klingel und öffnete die Tür: „Beeilt euch. Und hört: Jetzt klopfen auch die Meisen. Wir lassen sie auch in den Baum.“ *Heinz Stegweit*



Gleich ist es so weit, Mutti zündet schon die Kerzen an

Abreise aus Griechenland

Schauplatz: Hauptbahnhof Athen · Zeit: Ein kühler Dezembernachmittag vor ungefähr zwei Jahren

Der Zug stand bereits auf dem Gleise, die Koffer waren schon im Netz über meinem Sitzplatz aufgestellt und an dem Bahnsteig standen die Eltern und ein junges Mädchen. Wir unterhielten uns außerordentlich angeregt über alles mögliche außer dem wichtigsten, nämlich, daß ich innerhalb von wenigen Minuten eine lange Reise antreten würde, von der niemand die Wiederkehr bestimmen konnte!

Es liegt an uns Menschen, so zu sein! Wir lachen, wenn wir unseren Schmerz verheimlichen wollen, das heißt, im allgemeinen benutzen wir unsere instinktive Reaktion als Vorhang, wo wir leidvolle Gefühle verstecken wollen! Diese scheinbare Gleichgültigkeit hatte einen guten Beobachter nicht täuschen können, da oftmals der Gedanke der Trennung so tief in uns hinein wirkt, daß der seelische Ausdruck sich ganz klar in unseren Gesichtern spiegelte.

Das Mädchen stand scheu zur Seite, mit roten Wangen und schmalen Lippen, dem Weinen nahe. Uprötzlich wurde alles still! Niemand wagte ein Wort, niemand wollte dem anderen zuvorkommen und doch dachten wir alle heimlich wahrscheinlich das gleiche. Die selben Worte standen unhörbar auf den Lippen. Es war eine häßliche Stille, die uns alle bedrückte. Dann kam die Stimme des Bahnbeamten. Sie unterbrach jäh die Ruhe. „Der Zug nach Deutschland über Jugoslawien, Österreich fährt in drei Minuten ab, bitte einsteigen und die Türen schließen!“ Und es klang diesmal die Stimme so steif und tief, so eigensinnig und hart, ja, fast gnadenlos. Uns war es so, als gehörte diese Stimme zu einer fremden, unbekannten Welt; wir wußten in unserer Verlegenheit, mehr aus Instinkt als aus Erfahrung, daß wir ihr gehorchen würden.

Hastig folgten die letzten Hinweise Muttis, so hastig, daß Vater und Mädchen überhaupt nicht zum Sprechen kamen; ich verabschiedete mich so schnell wie möglich, sprang im nächsten Augenblick in den Zug, der kurz darauf langsam abfuhr. Aus dem Fenster grüßte ich mit dem Taschentuch in der Hand die Mutter, den Vater, das Mädchen . . . ich

wußte nicht ob ich richtig sah, sie weinten anscheinend alle drei.

Nach einigen Minuten stand ich noch unbeweglich, als sich vor meinen Augen die schöne Landschaft von Attika ausbreitete. Das Gras hatte seinen grauen Winteranzug an, die Bäume ohne Blätter und die Blumen beugten sich vor der Gewalt des Windes, der, von Norden aus der Bergkette kommend, wild herunterblies. Die Sonne war längst gesunken, hinterließ jedoch im Westen eine wunderschöne Röte und vom Osten schien ein Stück Mond, noch schüchtern, noch zögernd, ob er

Als ein behutsam Licht

Als ein behutsam Licht

Stiegst du von Vaters Thron.

Wachse, erlich uns nicht,

Gotteskind, Menschensohn!

Mach, daß nicht allerwärts

Mensch wider Mensch sich stellt,

Führ' das verrat'ne Herz

Hin nach der schönern Welt!

Frieden, je, ihn gewähr

Denen, die willens sind.

Dein ist die Macht, die Ehr,

Menschensohn, Gotteskind.

Josef Weinheber

wirklich schon wieder den Abend bringen sollte.

Dann fiel mein Blick weit, sehr weit zurück nach Süden. Und auf einmal wußte ich, daß Eltern und Mädchen nicht das einzige waren, was ich hinter mir ließ. Da in den dünnen, verzweifelten Winternebeln konnte ich wie im Traum zitternde Kerzen erblicken; die ersten Lichter Athens . . . und über den Nebel hinaus wuchsen der Gipfel des Lykabettus und die Säulen des Parthenon auf der Akropolis, die wie von einer gigantischen Hand entstanden zu sein schienen. Ich glaubte sogar, sie nie vorher gesehen zu haben, so sehr hatte mich in diesem Moment ihre Grandiosität gepackt. Wie stolze königliche Fi-

guren kamen sie mir vor — außergewöhnlich groß und ernst. Sie brachten mir in Erinnerung die Ereignisse der Geschichte, auf die die Welt von heute aufbaut. Und dabei schossen mir Namen durch den Kopf wie Homer, Aristoteles, Sokrates, Marathon, Salamis, Thermopylä. Namen von Menschen, die die Geschichte mit goldenen Buchstaben verzeichnet, und Namen von Ortschaften, Ortsruinen, die eine ruhmreiche Geschichte erlebt hatten. Ich dachte, das alte Heimatlied zu hören, dessen Musik mit dem Gemurmel des Windes gemischt ist, das Lied der Vergangenheit. „Dieses Land hier ist heilig, und hat seit Jahrtausenden für die Zivilisation und die Freiheit der gesamten Welt gekämpft; es ist auch deine Pflicht, diese glorreiche und friedliche Tradition in die Zukunft weiter mit voller Gewissheit der Verantwortung des Rechtes zu tragen!“ Der Wind wurde leiser. Draußen war es dunkel geworden. Halb unbewußt zog ich mich auf meinen Sitzplatz zurück.

Mit diesen Gedanken fing die Fahrt ins Unbekannte an . . .

Heute, gut zwei Jahre nach dieser Abfahrt, sind meine Träume von einem Studium an der rauhen Wirklichkeit des Lebens gescheitert und manchmal stelle ich fest, daß ich mein großes Ziel nie erreichen werde. Ich sehe jetzt jeden Tag neuankommende Landsleute, die genauso das Heimatland verlassen haben wie ich damals. Ob sie dieselben Gedanken und Gefühle gehabt haben, als sie abfahren wie ich? Bei uns in der Firma sind manche beschäftigt, die genau soviel Schwierigkeiten mit den neuen Sitten und mit der neuen Mentalität haben wie ich. Kummer haben sie vor allem an ihrem Arbeitsplatz. Dort brauchen sie jemanden, der sie und ihre Mentalität versteht, jemanden, der ihnen hilft, mit der deutschen Sprache fertig zu werden und der immer bereit steht, mit ihnen ihre Probleme zu lösen. Ich weiß, daß ich mit den letzten Zeilen außerhalb des Themas bin. Ich schreibe das aber, weil ich selber einmal unbefehlten war, als Fremder unter Fremden. Daher weiß ich auch, wie schwer es ist, unter andersartigen Bedingungen zu leben und zu arbeiten.

In unserer Werkzeitung werden mehr Fotos von Belegschaftsmitgliedern als von Direktoren gezeigt

Vor einiger Zeit konnte ich in der „Freien Aussprache“ lesen, daß einem Belegschaftsmitglied die Werkzeitung deshalb nicht gefalle, weil in ihr „doch vielfach nur Gesichter unserer leitenden Herren zu sehen sind“.

Die Meinung dieses Mitarbeiters in Ehren. Welches Ziel er mit seiner Zuschrift verfolgt und wie er den Wahrheitsbeweis für seine Meinung antreten will, ist mir schleierhaft. Ich habe mir die Mühe gemacht, die letzten 20 Hefte unserer Werkzeitung einmal durchzublüättern. Das Resultat spricht entschieden gegen die Ansicht des Einsenders der Zuschrift. Ich bekomme auch eine Reihe Werkzeitungen anderer Werke zu Gesicht und glaube deshalb annehmen zu dürfen, daß es kaum irgendeine andere Werkzeitung gibt, die ihre Betriebsangehörigen stärker im Bild berücksichtigt als die unsrige. Sogar auf den Umschlägen erscheinen neben der Wiedergabe auf den Seiten der Betriebsreportagen und der Jubilarenehrung die Gesichter unserer Werksangehörigen und nicht die von Direktoren. Vielleicht greift es die Redaktion als Anregung für eines der nächsten Hefte auf, wenn ich ihr rate, den Einsender der Zuschrift doch auch einmal im Bild zu zeigen.

Ich möchte nicht annehmen, daß dem Einsender seine Tageszeitung oder seine Wochenzeitung deswegen nicht gefällt, weil „leitende Herren“ in der Politik, in der Wirtschaft oder im kulturellen Leben mehr als einmal in diesen erscheinen, wenn sie mit einem aktuellen Geschehnis in Zusammenhang stehen und zusammen mit ihm fotografiert und mehrfach veröffentlicht werden.

P. K., Düsseldorf

Nicht nur Mitglieder der Jubilarenvereinigung ...

In der Oktober-Ausgabe 1961, Nr. 60, fragt ein Pensionär der Jubilarenvereinigung an, wann die nächste Veranstaltung für die Vereinigung sei. Mir ist bekannt, daß dort ein Beitrag erhoben wird, daß aber auch die Vereinigung manche Vorteile bietet, die den Pensionären, die nicht dieser Vereinigung angehören, nicht zuteil werden. Die Einwände, die ich hierauf erhalten werde, kann ich nicht gelten lassen. Denn ein großer Teil von den alten Pensionären steht jetzt außerhalb ihres alten Arbeitsplatzbereiches. Der Gedanke, die Pensionäre zu einer Veranstaltung zusammenzurufen, ist schön; es sollten aber alle und nicht nur die Mitglieder der Vereinigung eingeladen werden. Dies mag von jedem Werk aus gesondert geschehen.

J. K., Kettwig

Wie verbringen die Leute ihre Freizeit!

In der Vergangenheit haben Tageszeitungen und illustrierte Zeitschriften sich nach jeder Arbeitszeitverkürzung mit der Frage befaßt: Wie verbringen die Leute ihre Freizeit?

Nun brachte auch die Werkzeitung einen Artikel zu diesem Thema. Die Veröffentlichungen in den Tageszeitungen und Illustrierten gipfeln so ziemlich alle darin, daß der Arbeitnehmer mit der länger gewordenen Freizeit gar nichts anzufangen wisse. Der Artikel in der Werkzeitung hält sich anerkennenswerterweise an die sachliche Aufzählung der

Ergebnisse, die verschiedene Meinungsforscher in Europa ermittelt haben. Wenn auch diese Ergebnisse in den Augen mancher Leser nicht ganz objektiv scheinen mögen, so muß hierzu doch gesagt werden, daß die befragenden Institutionen wohl alle mit größter Gewissenhaftigkeit vorgegangen sind. Ich meine, auch bei uns soll nicht nur die rege Beteiligung an den Freizeitwettbewerben der Werkzeitung ausschlaggebend sein, sondern es sollte auch der Wert der erstellten Arbeiten beachtet werden. Jedes unserer Belegschaftsmitglieder wird mehr Freizeit dankbar begrüßen und die meisten wissen sie auch richtig zu nutzen. Darum möchte ich der Werkzeitung für die objektive Berichterstattung gerade bei diesem Thema danken.

H. K., Mülheim

Weihnachtsbäume für Berliner Trennmauer

... alles denkt an das Weihnachtsfest. Könntet Ihr durch unsere Werkzeitung nicht das Gesamtunternehmen anregen, Tannenbäume für unsere Trennmauer zu senden, um so für die deutsche Verbundenheit zu demonstrieren? Dies fände die größte Anerkennung für die Phoenix-Rheinrohr-Angehörigen von seiten der Berliner Bevölkerung!

(Die Redaktion veröffentlicht diese Zuschrift ausnahmsweise mit der vollen Anschrift des Angehörigen unseres VRB Tochterbetriebes in Berlin und bittet alle, die seinen Vorschlag unterstützen wollen, sich direkt an den Einsender der Zuschrift zu wenden.)

Oskar Ziegenbalg, Berlin SW 61, Bergmannstr. 105

Wieder Ausflüge nach Düsseldorf

„Gibt es wieder einen Ausflug?“ So wurde in der Ausgabe 61 der Werkzeitung von einem Pensionär gefragt. Hierzu kann mitgeteilt werden, daß den Wünschen unserer Altpensionäre entsprochen wird. Im nächsten Jahr — das steht inzwischen verbindlich fest — werden wiederum Ausflüge zur Landeshauptstadt Düsseldorf durchgeführt. Diejenigen Mitglieder der Jubilarenvereinigung für Ruhrort und Hüttenbetrieb, die bisher an einer solchen Fahrt noch nicht teilgenommen haben, sollen dann berücksichtigt werden. Bei der Vielzahl der Interessenten muß allerdings wiederum das Los entscheiden.

Jubilarenvereinigung Ruhrort und Hüttenbetrieb

So schlimm sind Lehrlinge doch nicht!

Was der Einsender T. W. aus der Hauptverwaltung in der letzten Ausgabe der Werkzeitung über die Lehrlinge sagt, geht doch entschieden zu weit. Gestützt auf die Tatsache, daß die Lehrlinge nicht gern Milch für die Angestellten holen wollen (in welchem Ausbildungsvertrag wird das eigentlich gefordert?), wird gefolgert, daß Lehrlinge mit einem Auto zur Arbeit abgeholt werden möchten. So etwas würde sich, verbunden mit einer Karikatur, vielleicht in einem Witzblatt gut ausmachen. Aber ich glaube nicht (bestimmt sind viele Lehrlinge gleicher Meinung), daß der Einsender T. W. besonders witzig sein wollte. Wenn auch früher Lehrlinge Büros auskehren mußten, so heißt das doch nicht, daß das heute noch so sein muß. Schließlich werden überall Fortschritte gemacht. Sollen die Lehrlinge etwa keinen Teil daran haben?

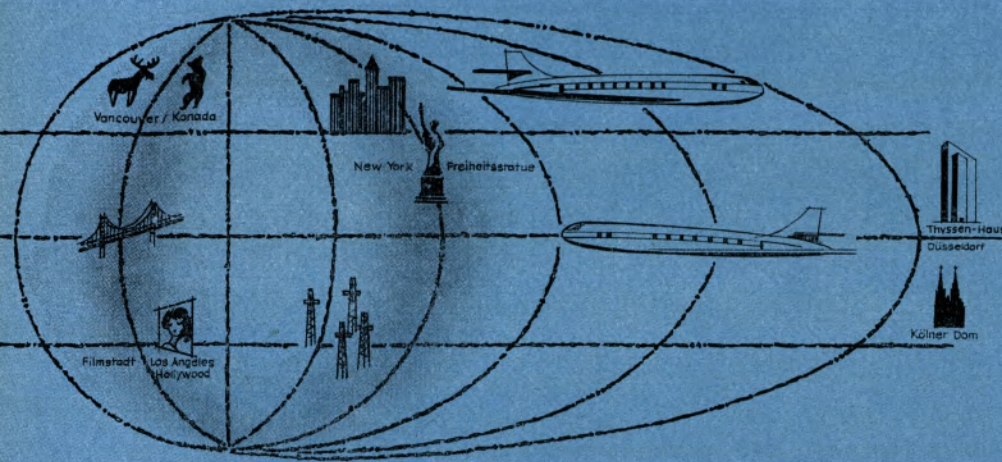
H. R., Ruhrort

DIE FREIE AUSSPRACHE

Mit Kamera und Feder in vier Wochen durch die USA und Kanada

Auf einer Flugtour
fünf Stunden jünger geworden

Von Eduard Gerlach



In vier Wochen die USA und Kanada kennenzulernen, ist eine schwierige Aufgabe. Ich hatte sie im letzten Sommer auf einer Flugreise zu bewältigen. Rund 24 000 km war ich in Höhen von 3000 bis 12 000 Metern in der Luft. 14 Städte habe ich angefliegen und kurz in ihnen verweilt. Mit Menschen aller Schichten bin ich im Osten und Westen, im Süden und Norden von Amerika und in Kanada zusammengetroffen. Besonders aufschlussreich waren für mich die Gespräche mit den Männern unserer Niederlas-

sungen, Vertretungen, Tochtergesellschaften und einiger mit uns befreundeten Unternehmen in New York, Houston, Vancouver, Calgary, Edmonton und Cincinnati.

In Wort und Bild gebe ich wieder, was ich erlebt und gesehen habe. Meine Eindrücke und Empfindungen, meine Beobachtungen und Betrachtungen sind höchst subjektiver Natur. Sie erheben keinen Anspruch darauf, vollständig und allgemeingültig zu sein. Sie wollen als Reisenotizen mit

Kamera und Feder aufgefaßt werden. Die Erinnerungen an die US-Kriegsgefangenschaft, die Camel-Währung und die Care-Pakete begleiteten mich. Aber vier Wochen im Zeitraffer- und Blitzlichtstil genügten mir, um Amerika und die Amerikaner neu sehen und betrachten zu lernen.

*

„In Gottes Namen“, sagte ich, als ich am ersten Morgen in meinem New Yorker Hotel nach viertelstündigem Suchen mein Rasierzeug immer noch

Die untere Zeichnung ist zwar nicht maßstabgerecht, aber sie verdeutlicht sehr gut die großen Entfernungen, die auf der Flugreise von

Düsseldorf über New York durch die Vereinigten Staaten und Kanada zurückgelegt werden mußten. Die gesamte Flugstrecke war genau



nicht fand. „Verdammt“ sollte es eigentlich heißen. Ich wußte es genau: Sofort nach meinem Eintreffen im Hotelzimmer hatte ich mich am Abend rasiert, um mit meinem New Yorker Betreuer noch kurz ausgehen zu können. Der Rasierapparat, die Seife und der Pinsel waren von mir für den nächsten Morgen vor dem Spiegel postiert worden. Ich konnte suchen, wie ich wollte, sie waren und blieben verschwunden. Es mußte sie einer weggenommen haben. Vorsichtshalber rief ich, ehe ich mich beschwerte, den Geschäftsführer unserer New Yorker Niederlassung der Phoenix-Rheinrohr Corporation an. Ihm berichtete ich den „Diebstahl“. Er meinte: „Haben Sie schon einmal den Spiegel aufgeklappt? Es steht bestimmt alles dahinter!“ — So war es auch. Gottseidank!

*

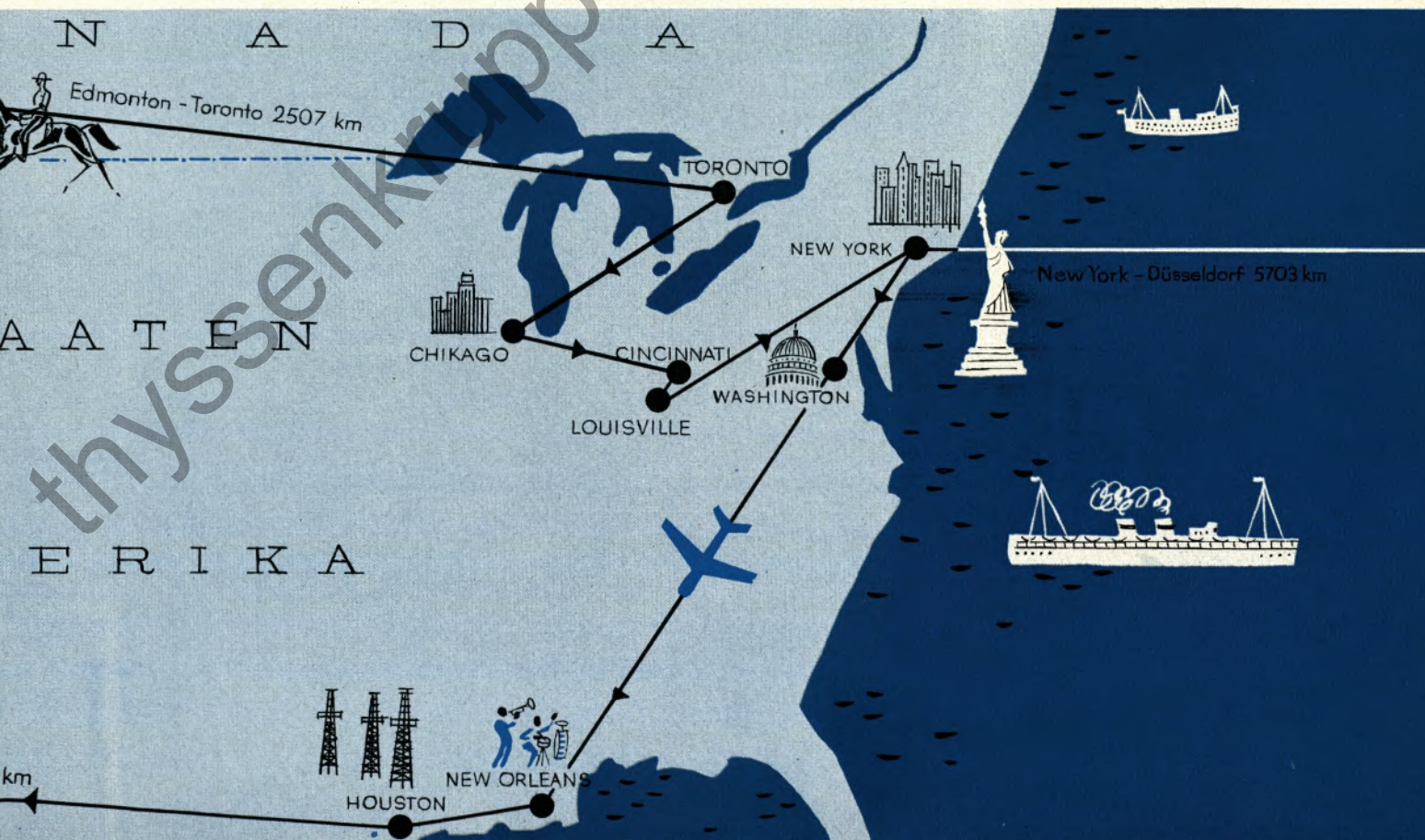
„Gottseidank“, sagte ich auch, als mich im New Yorker Flughafengebäude eine hübsche amerikanische Hostess auf deutsch ansprach: „Sind Sie der Redakteur aus Düsseldorf, der zu Phoenix-Rheinrohr will? Darf ich Ihnen ein wenig behilflich sein?“ — Ein Stein fiel mir vom Herzen bei so viel Findigkeit und Freundlichkeit. Als einer der ersten hatte ich nach der Landung auf dem Flughafen Idlewild um 16.25 Uhr die Maschine verlassen und strebte an der Spitze der



Die Boeing 707 der Lufthansa braucht für die Strecke Köln—New York durchschnittlich acht Stunden. Sie fliegt meist in einer Höhe von 12 000 m und weit über den Wolkenfeldern

23 940 Kilometer lang. Das entspricht einer Flugzeit von rund 45 Stunden, also von fast zwei Tagen, die zum größten Teil mit mo-

dern Düsenmaschinen in der Luft verbracht wurden. Die amerikanischen Flughäfen liegen meist eine Autostunde von der City entfernt





Blick von der Aussichtspromenade des Rockefeller-Centers auf die Wolkenkratzer-Landschaft von New York

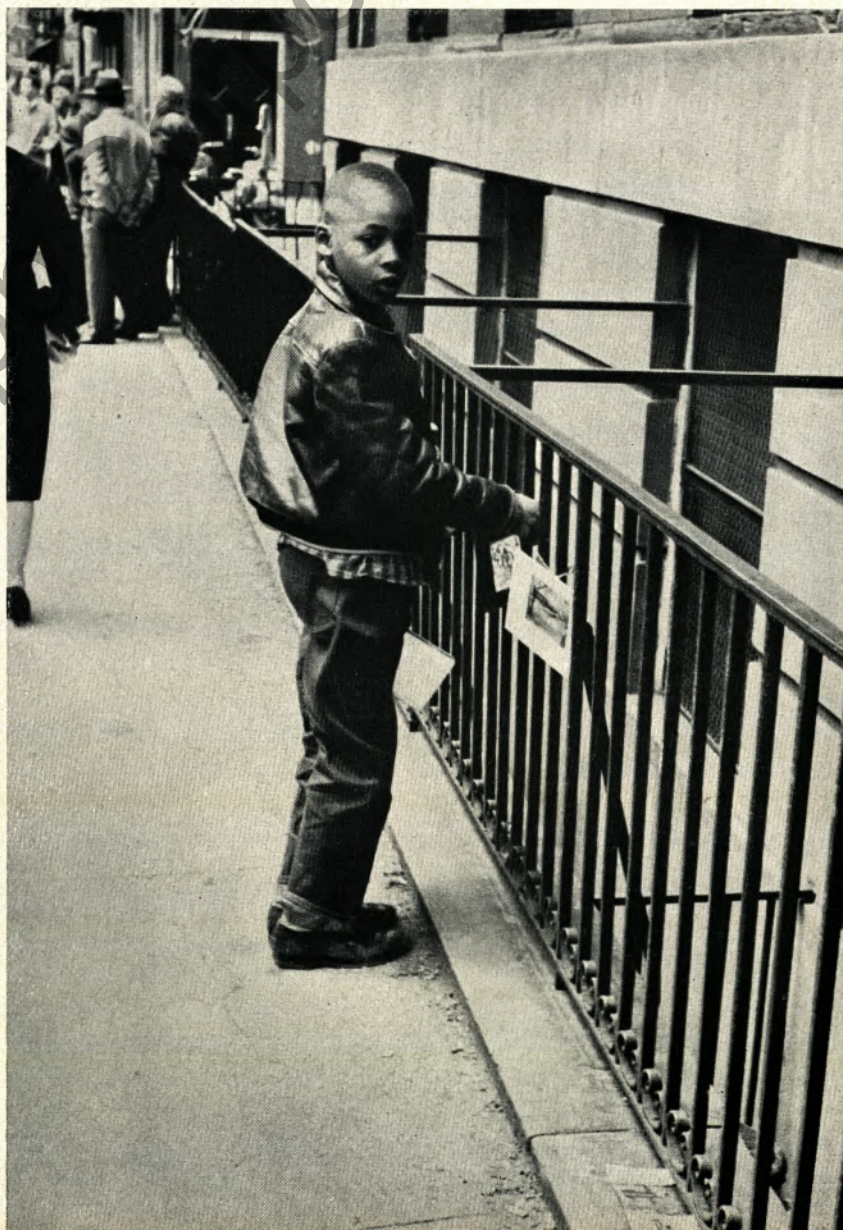
Fluggäste der riesigen Empfangshalle zu. Die großen Eingangstore schluckten den Menschenstrom leicht wie Walfischmäuler kleine Fische. Der Kontakt mit dem ersten weiblichen Wesen der Neuen Welt war schnell gefunden und ihre Begleitung ließ mich hurtiger als die übrigen durch die Kontrolle für Einreisende gelangen. Die Gesundheitsüberprüfung, der Zoll und noch einige andere Formalitäten wurden vielleicht auch ihretwegen von den zuständigen Herren besonders freundlich erledigt. Und als mich meine Begleiterin dann noch auf die beiden Herren unserer New Yorker Niederlassung hinwies, die mir von einer glasgeschützten Empore aus zuwinkten, fühlte ich mich schon fast wie zu Hause. Bei der Begrüßung erfolgte die bisherige schriftliche Anrede zum ersten Male mündlich. Beide Herren sind vor vielen Jahren von Wien nach New York gekommen. Es gelang sehr schnell, die gute Bekanntschaft so auszubauen, daß sie sich allenthalben aufs beste bewährte.

Es ist nicht selten, daß in belebten Straßen Negerjungen selbstgemalte Bilder anbieten

Ich atmete die Luft der Neuen Welt. Die Einfahrt vom Flughafen nach New York dauerte mit dem Taxi über eine Stunde. Sie war erregend und schön. Die Straßen sind breit und großartig angelegt. Sie laufen übereinander und untereinander her. Sie müssen viel Geld gekostet haben. Ich wünschte mir nur, die übergroßen Reklameschilder an beiden Seiten wären weg. Unter ihnen dominierten die weltbekannten amerikanischen Erfrischungsgetränke. Sind sie eigentlich das Wahrzeichen des amerikanischen Fortschritts oder sind sie nur eine Randerscheinung des unablässigen Bestrebens, mit immer neuen Parolen bei den Menschen die alltäglichen Gewohnheiten zu vermehren und zu verstärken?

*

Eine Zugfahrt von Köln nach München dauert länger als der Flug mit einer Düsenmaschine von Köln nach New York. Die wenigen Stunden, in denen man von einem Kontinent zum anderen „hüpft“, reichen gerade hin,



um eine Mahlzeit einzunehmen, den Unterweisungen der Stewardess zu folgen und sich die Erde und das Meer aus 12 000 Meter Höhe anzusehen. Im Flugzeug selbst spürt man keine Bewegung. Nur am Vorbeiziehen der Wolken nimmt man das Vorwärtseilen der Maschine wahr. Die Stewardess ist die erfreulichste Begleiterscheinung einer Luftreise. Sie ist und bleibt immer und überall die ideale Visitenkarte ihrer Fluggesellschaft. Stets aufmerksam und nett, kümmert sie sich um alles. Selbst die dümmste Frage beantwortet sie meisterhaft und mit Charme. Sie kam mir aber auch als das einzige verbindende Band im Flugzeug vor. Man sitzt in seinem Sessel, tief wie in einem Polsterschrank, und fühlt sich vollständig isoliert. Ein Gemeinschaftsgefühl wie bei einer Eisenbahnfahrt kommt nicht zustande. Jeder beschäftigt sich auf seine Weise. Unterbrochen wird diese Tätigkeit meist nur dann, wenn die Stewardess erklärt, wie man sich die Schwimmweste umbindet, wo und wann man sie aufbläst und wo die Notbeleuchtung einzuschalten ist. Diese Belehrung erfolgt in 12 000 Meter Höhe über dem Ozean bei ständig wachsender Entfernung vom europäischen Kontinent.

*

Als ich in Köln die Gangway zur Lufthansamaschine Boeing 707 hochstieg, hatte ich schon drei verschiedene telefonische Anweisungen für meine Anfahrt hierher hinter mir: „Fahren Sie doch schnell mit dem Zug von Düsseldorf nach Köln, das Zubringerflugzeug fällt aus! . . . Ein Wagen wird Sie zum Abflug nach Köln bringen! . . . Die Anreise nach Köln können Sie jetzt doch mit der Zubringermaschine der Lufthansa machen!“ Ich freute mich — das können Sie gut verstehen — nach all dem ganz besonders auf den Flug mit einer der modernsten Maschinen der Luftfahrt. Der Flug dauerte von 13.30 bis 16.25 Uhr. In knapp drei Stunden war ich also in New York. In Köln konnte ich noch Mittag essen und in New York gerade Kaffee trinken. Ich bin auf dem Flug, der rund acht Stunden dauerte, fünf Stunden jünger geworden, weil ich die Uhr um fünf Stunden zurückstellen mußte, um mich nach der New Yorker Zeit richten zu können. Das ist mir in Amerika noch öfter zugestoßen, daß ich während des Fluges meine Uhr verstellen mußte.

New York ist die Schwelle, über die man die Vereinigten Staaten von Nordamerika betritt. Das Land ist 7 856 206 qm groß. Seine Ausdehnung in nordsüdlicher Richtung beträgt 2700 km (von London bis Bagdad im Irak), in ostwestlicher Richtung 4800 km (von Stockholm bis Gibraltar). Es hat 175 000 000 Bewohner, von denen etwa 17 000 000 der farbigen Rasse angehören. Außerdem leben in ihm noch 450 000 Indianer. Zwei Drittel der Bevölkerung wohnen in den Städten, ein Drittel wohnt auf dem Lande. Das Lebensniveau der Amerikaner ist das höchste der Welt. 72 Prozent der Bevölkerung verdie-

nen jährlich 8000 bis 40 000 DM. Jeder dritte Amerikaner hat ein Auto, jeder vierte ein Telefon und auf jeden fünften kommt ein Fernsehgerät.

*

Kaum einem Volk der Erde ist ein an natürlicher Schönheit so reiches Land zuteil geworden wie dem amerikanischen. Innerhalb eines Gebietes, das 6 Prozent der Erdoberfläche darstellt, gibt es in Amerika malerische Bergketten wie in den Dolomiten, tropische Dschungel wie im Gebiet des südamerikanischen Amazonasstromes und Waldungen mit Seen durchsetzt, wie sie schöner nicht in Finnland an-

Mitten im Wallstreetviertel, dem berühmtesten Banken- und Börsenzentrum der Welt, liegt die New Yorker Börse. Sie ist der größte organisierte Wertpapiermarkt der Vereinigten Staaten von Amerika



zutreffen sind. Idyllische Berggipfel wie in der Umgebung von Salzburg ragen hier empor und Klippen und Sandstrände tun sich auf, die mit denen an der Riviera und an der Küste Jütlands gleichzusetzen sind. Kurz gesagt, die Landschaft Amerikas mit Wüsten und Gletschern, mit Ebenen und Hochgebirgen gehört zu einer der schönsten, die Menschaugen je gesehen haben.

*

In dieser herrlichen Landschaft sind die Städte emporgeschossen wie Riesenzölle, meist aber ohne individuelle Form und ohne charakteristisches Aussehen. Viele Tausende von Häusern stehen kreuz und quer an den Landstraßen oder werden in den Städten zu Quartieren für Millionen von Menschen. Sie wirken eintönig, weil kein besonderer Stil sie prägte. Die Straßen paradien gleichsam mit Reklameschildern, Tankstellen und prunkenden Motel- und Hotelgebäuden. Und die Telefonmaste fallen einem fast schon stärker auf als die Bäume. Es soll in Amerika heute bereits mehr Kegelbahnen als Baumalleen geben.

*

New York ist aber nicht Amerika. Mit weit über 10 Millionen Einwohnern dürfte es jedoch eine der größten menschlichen Siedlungen der Welt sein. Auf jeden Fall liegt es mit Tokio und London in einem Kopf-an-Kopf-Rennen um den ersten Platz. Man kann ruhig sagen: Die Großstadt New York ist nicht einmal typisch amerikanisch, sie ist vielmehr eine Welt im kleinen, ein Katalog aller Völker dieser Erde. Hier leben mehr Italiener als in Rom, mehr Deutsche als in Stuttgart, mehr Ir-länder als in Dublin, mehr Polen als in Krakau, mehr Russen als in Kiew und mehr Juden als in Israel. New York hat 786 240 Häuser. In ihnen leben 2 113 530 Familien. Es gibt 3364 Kirchen, 872 Kinos und 111 Zeitungsunternehmen mit 125 000 Beschäftigten. Seine sich scharf gegen den Himmel absetzende Silhouette ist in der ganzen Welt bekannt. Sie zeigt 37 Gebäude, die über 153 Meter hoch sind. Im ganzen übrigen Amerika gibt es nur noch 22 von dieser Höhe.

Interessant ist auch die Geschichte New Yorks. Im Jahre 1624 kauften Peter Minuit und seine holländischen Kolonisten Manhattan, das Herzstück New Yorks, für 24 Dollar. (Heute übersteigt sein Grundstückseinheitswert 17 Milliarden Dollar.) Sie grün-

deten Neu-Amsterdam. Es wurde 1653 Stadtgemeinde. 1664 wurde die Stadt durch die britische Flotte eingenommen und in New York umgetauft. Aber erst 1898 entstand aus fünf Stadtteilen die heutige New York City. Sie hatte damals schon 3 Millionen Einwohner. Seitdem hat sich in New York vieles verändert.

Im Zentrum Manhattans, hoch oben im 38. Stockwerk eines Wolkenkratzers, befinden sich die Büroräume unserer New Yorker Tochtergesellschaft, der Phoenix-Rheinrohr-Corporation. Seit 1957 entfaltet sie in Amerika eine rege Tätigkeit: Verkauf und Einkauf, Forschung und Marktanalyse, Kundenwerbung und Kontaktpflege mit der Industrie, mit Banken, Ölfirmen und internationalen Ingenieurbüros gehören zu ihrem Aufgabenbereich.

*

Drei Tage hatte ich für einen ersten ausgiebigen Streifzug durch New

York zur Verfügung. Nach dem imposanten Eindruck, den diese Stadt bei meiner Ankunft auf mich machte, war die Lösung des Verkehrsproblems durch Taxis für mich eine zweite große Überraschung. Etwa 18 000 Taxifahrer wimmelten mit ihren Fahrzeugen dauernd in den Straßen von New York. Mit ihrer Hilfe gelang es auch mir, verhältnismäßig schnell und preiswert zu all meinen Zielen zu kommen. Ich besuchte die New Yorker Börse in der Wallstreet. Hier beobachtete ich das Börsenspiel der Menschen um Geld und Glück und saß lange mit den leitenden Vertretern der Presse- und der Auslandsabteilung dieses bekanntesten Geldmarktes der Welt zusammen. Ich war bei der US-Steel Corporation, der größten Stahlgesellschaft der Erde, zu Gast und sprach mit den Direktoren der Presse- und der Werbeabteilung. Im American Iron and Steel Institute, das etwa die gleichen Aufgaben wie unsere Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie zu er-

Ein interessanter Blick auf das UN-Hauptquartier, den ständigen Sitz der Vereinten Nationen. In den 39 Stockwerken befinden sich Büroräume für 4000 Personen aus 83 Ländern



füllen hat, unterhielt ich mich mit dem Chef der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und lernte seine Probleme kennen. Bei der zweitgrößten New Yorker Zeitung, der New York Times, hatte ich Gelegenheit, mit dem Direktor für die ausländische Inseratenwerbung und mit leitenden Redakteuren aktuelle Probleme zu erörtern. Im Sekretariat der Vereinten Nationen und im Europäischen Verbindungsbüro für amerikanische Auslandsarbeit erlebte ich, wie umfassend und fein die Fäden sind, die von New York aus um die Erde laufen, und wie in dieser Stadt alle Ereignisse in Amerika und auf der ganzen Welt beobachtet, registriert und verarbeitet werden.

*

Was mir vor allem gefiel, war die praktische Menschlichkeit bei jedem Empfang und bei jeder Diskussion. Ich habe in allen Unterhaltungen viel Aufgeschlossenheit, Wärme und Herzlichkeit gefunden.

Der häufige und sehr schnelle Gebrauch des Vornamens ist in den USA weit verbreitet und übt eine verbindende Wirkung aus. Es ist dies eine herzliche Art, bei der man sich gut aufgehoben und umsorgt fühlt. Ich kam manchmal auch nicht aus dem Staunen darüber heraus, wie offen man hier wirtschaftliche, finanzielle und soziale Probleme erörtert und zu lösen versucht. Man bleibt dabei aber stets nüchtern und praktisch und verliert sich nie in theoretische oder weltanschauliche Auseinandersetzungen.

*

Trotz der Superlative, die in der Höhe, in der Tiefe und in der Breite die Stadt New York und das ganze Land beherrschen, steht man, wenn man über die wirtschaftliche und politische Zukunft spricht, stets mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Der Rückgang des Stahlverbrauchs im vergangenen Jahr wurde zur Kenntnis genommen. Man glaubte zugleich aber auch an eine Besserung, die kommen würde und müßte. Die in der amerikanischen Wirtschaft oft gebrauchte Redewendung „Wie es dem Stahl ergeht, so ergeht es der Nation“ stand im Mittelpunkt mehrerer meiner Gespräche. Die Statistik, so wurde angeführt, zeigte in der Stahlindustrie im März Anzeichen erhöhter Nachfrage. Diese Besserung setzte sich auch im April, Mai und Juni fort. Man rechnete damit, daß von dem neuen Aufschwung die



Ein New Yorker Ehrenmal mit den Namen der im letzten Weltkrieg gefallenen Soldaten, das am Ufer des Hudson liegt. Im Hintergrund die Freiheitsstatue, eines der Wahrzeichen New Yorks

Stahlindustrie auch über die herkömmliche Sommerflaute getragen würde. Die Besserung in der amerikanischen Stahlindustrie wird von der gesamten US-Wirtschaft mit größter Genugtuung begrüßt, weil diese wichtige Schlüsselindustrie rund 600 000 Arbeiter beschäftigt. Es lassen sich Faktoren erkennen, die auf eine generelle Besserung der Marktverhältnisse hinweisen. Es sind vor allem die Aufträge der Autoindustrie. Sie hatte als der große Stahlverbraucher des Landes infolge der gedrückten Wirtschaftslage und der dadurch notwendig gewordenen Produktionsdrosselung mit ihren Materialeindeckungen wahrscheinlich doch stärker zurückgehalten, als es die Nachfrage rechtfertigte. Die Kaufmüdigkeit der letzten eineinhalb Jahre ist auf dem Automarkt zu Ende gegangen. Die Umsätze steigen wieder.

Dementsprechend kann auch die Produktion in den Fabriken, die viele Monate hindurch oft nur mit halber Leistungskapazität gearbeitet hatten, wieder beschleunigt werden. Das Ergebnis ist, daß bei einem Rückgang der Arbeitslosigkeit und einer Steigerung des Einkommens sich auch die Kauflust vergrößert und alle amerikanischen und ausländischen Automarken dann davon profitieren. Man verspricht sich einen guten Abschluß des Autojahres 1961.

*

Zum ersten Male ist nach dem Treffen Kennedy-Chruschtschow in Wien der breiten amerikanischen Öffentlichkeit die ganze Bedeutung des Berlin-Konfliktes klar geworden. Amerikas „Mann auf der Straße“ fing an, ein wenig unruhig zu werden. Das war bisher noch selten der Fall. Es



Auf den Führungen durch Washington wird auf Wunsch auch in deutscher Sprache erklärt

zeigte sich zwar keine Preispanik oder häßliche Kriegsfurchterscheinung wie Warenhamsterei oder Einlösung von Sparguthaben, aber es gab viele besorgte Briefe an Zeitungsredaktionen, Rundfunk und Kongreßabgeordnete. Sie bewiesen, daß die amerikanische Öffentlichkeit Berlin-bewußt geworden ist und heute sehr wohl weiß, daß in Berlin deutsche Probleme eng verknüpft mit amerikanischen Problemen gelöst werden müssen. Ich habe auf meiner Reise keinen Amerikaner angetroffen, der West-Berlin

in die Bundesrepublik und Ost-Berlin in die Ostzone verlegt hätte. Wo Berlin liegt, darüber wenigstens schienen alle informiert zu sein.

*

Der Sputnik-Schock des Jahres 1957 hat die Sorgen um die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Schulen und Universitäten zum Alpdruck für jeden Amerikaner werden lassen. Das amerikanische Schulsystem hat sehr viele energische und weltoffene Spezialisten, aber weniger Wissenschaftler hervorgebracht . . .

„Was ist mit unseren Weltraumboys los? Die Russen sind uns weit voraus!“ Das war die Reaktion der Amerikaner auf die Nachricht von der siebzehnmaligen Umkreisung der Erde durch den Russen Titow. Diese hat den Amerikanern nach dem Sputnik 1 einen zweiten sie tief aufrüttelnden Schlag versetzt. Der „Mann auf der Straße“ in Amerika ist beunruhigt. Sein Vertrauen in die Überlegenheit seiner Wissenschaftler und Raumforscher geriet erheblich ins Wanken. Seine Meinung: Die Weltraumforschung muß den Vorrang in allen amerikanischen Hirnen und Herzen erhalten! Die Amerikaner wollen sich nicht mehr damit zufrieden geben, hierin hinter den Russen als Nummer 2 dazustehen.

Es hieße auch von einem Volke, dessen wirkliches Problem nicht darin

besteht, der Armut, sondern des Überflusses Herr zu werden, zu viel zu verlangen, wenn es den Niedergang oder die Bedrohung seiner Macht durch andere einfach untätig hinnehmen sollte. Das Land, das zwischen Ahnung, Erschütterung und Abwehr hin- und hergependelt ist, scheint jetzt seine Krise zu erkennen und sie überwinden zu wollen. Der Geist der Pionierzeit wird beschworen und scheint auch wieder lebendig zu werden. Die Kraftleistungen der Ingenieure in der Vergangenheit gelten als besondere Verpflichtung.

*

Verfliegen ist seit einigen Jahren, besonders aber seit dem Erfolg der beiden russischen Himmelsbrüder Gagarin und Titow auch die Sorglosigkeit, mit der die obere und mittlere Gesellschaftsschicht in den USA den Atlantischen Ozean als Sicherheitszone betrachtete. Sie glaubte, wie einst der Kanal die Engländer beschützte, so könne der Ozean sie vor Unbill bewahren. Hinter ihm und durch die Militärbasen in allen Erdteilen gesichert, fühlte sie sich unbedroht. Wenn dieses Sicherheitsgefühl heute auf dem Neuen Kontinent immer mehr und mehr schwindet, so kommt das wohl hauptsächlich daher, daß die Amerikaner die russischen Raumschiffe über ihrem eigenen Lande betrachten konnten und sie diese

Viele Tausende von Amerikanern, die täglich Washington besuchen, gehen auch durch die Räume der weltbekannten National Gallery of

Art, die zu einer der berühmtesten und größten Gemäldesammlungen der Erde gehört und einen Querschnitt durch alle Stilarten bietet





Das Capitol ist das am meisten besuchte Gebäude Washingtons. Vielfach mit großen Reisebussen strömen die Amerikaner aus allen Teilen ihres weiten Landes hierhin

plötzlich wie drohende Gespenster vor der Tür auftauchen sahen.

*

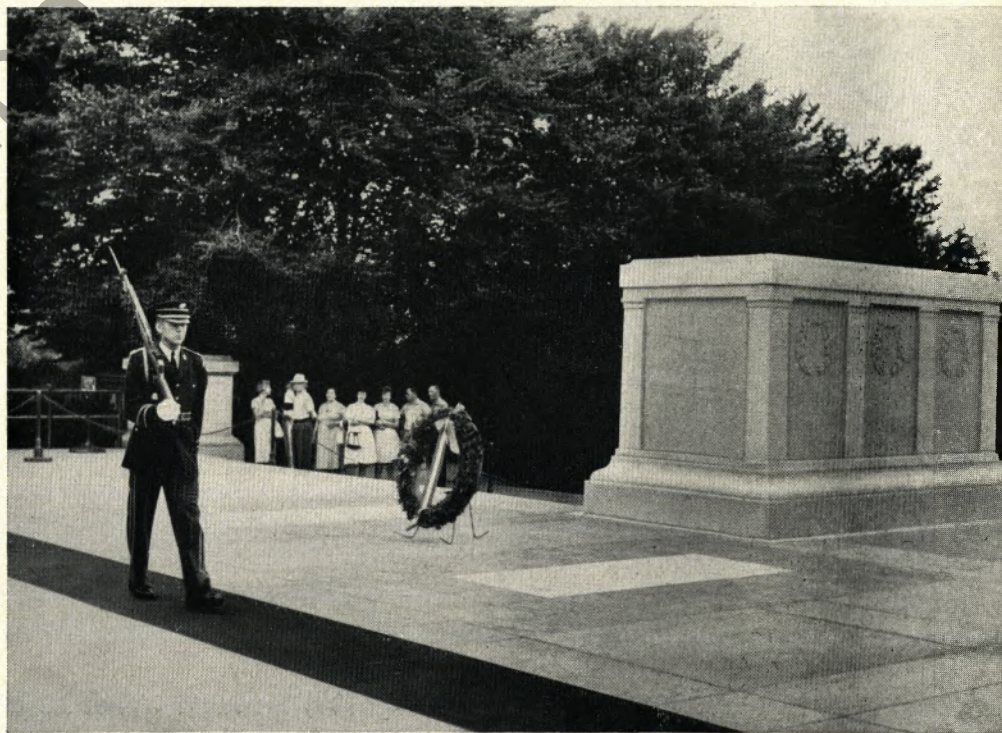
Ich bin in Washington. Wenn in New York die Superlative als Wolkenkratzer in die Höhe gingen, so dehnen sich hier die Superlative in die Breite aus. Die Stadt weist überdimensionale Plätze und 48 m breite Straßen auf. Ein französischer Major namens Pierre Charles L'Enfant entwarf den Plan zum Bau der Stadt. Als er von den 6000 Morgen, die sein Entwurf umfaßte, 3600 für Verkehrsstraßen vorsah, hielt man ihn für nicht ganz zurechnungsfähig. Aber sein Plan bewährte sich bis heute. Und wäre er nicht 1825 arm und enttäuscht über das Unverständnis, auf das er gestoßen war, gestorben, so sähe man in ihm heute sicher den richtigen Mann, der sich als Planer deutscher Städte und Verkehrsnetze aufs neue bewähren könnte.

Die Amerikaner sind stolz auf Washington als Residenz ihrer Regie-

rung und des Präsidenten. Washington wirkt wie eine gigantische Kleinstadt mit großen Parks, vornehmen Geschäftsstraßen und übergroßen Regierungsgebäuden. Der Gang durch das Weiße Haus, den Sitz der Regierung, wurde neben dem Besuch der Nationalgalerie eines meiner schönsten Erlebnisse. Der Gang durch das Weiße Haus allein schon deshalb, weil er möglich war. Versuchen Sie es doch einmal, in Bonn, Paris, Brüssel, Rom oder gar in Moskau, Peking oder Belgrad die Tür zum Wohnsitz eines Regierungsoberhauptes zu öffnen und durch seine Zimmer zu gehen! Im Weißen Haus kann man das!

*

Das ist wahrscheinlich auch ein Grund mit dafür, daß die Amerikaner Washington gleichsam als nationalen Wallfahrtsort betrachten. Im April, Mai, Juni und Juli jedes Jahres besucht fast eine Million Amerikaner monatlich diese Stadt. Es sind dies vor allem junge Menschen, Schülerinnen und Schüler, und man sagt scherzhaft: Im Frühling und im Frühsommer fühlen sich in Washington selbst die Bürokraten jünger. Alle diese Besucher kommen, um die nationalen Einrichtungen ihrer Regierungshauptstadt zu besichtigen. Und wenn sie in drei oder vier Tagen alle Sehenswürdigkeiten verschlungen und die Busfahrer, Hotelpagen und Kellner genügend strapaziert haben, dann



Das Grabmal des Unbekannten Soldaten in Washington ist vor allem dann ein besonderer Anziehungspunkt für die Touristen, wenn die Wache, die stündlich wechselt, unter Offizierskommando aufmarschiert

fahren sie wieder ab. In dieser Wallfahrt nach Washington scheinen die Amerikaner unermüdlich zu sein.

*

Washington ist die neuntgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und die jüngste unter den Weltgrößtstädten. Es ist knapp 160 Jahre alt. Ich fühlte mich in ihm schnell heimisch. Ich konnte in einem großen deutschen Restaurant essen und traf in der Industrie- und Handelskammer einen Herrn, mit dem ich mich auf deutsch und französisch zu unterhalten vermochte. Als besonderes Kuriosum wäre noch zu verzeichnen: Washington hat keine kommunale Selbstverwaltung und keinen eigenen Bürgermeister. Es wird wie ein Mündelkind behandelt. Ein dreigliedriger, vom Präsidenten eingesetzter Ausschuß leitet seine Verwaltung, und am Tage der großen Wahl dürfen die Washingtoner nicht wählen, weder für das Bundesparlament noch für das Weiße Haus. So haben es die Gründer des Bundesstaates einst bestimmt, um damit festzulegen, daß ihre Beamten völlig unpolitisch, nicht einer Partei, sondern dem ganzen Volke dienen sollen. Das erklärt vielleicht auch die Stabilität des politischen Lebens. Sie ist im großen und ganzen völlig unabhängig davon, ob die Demokraten oder die Republikaner den Präsidenten stellen.

Man hört in Washington, das mit seiner Umgebung rund 1 500 000 Einwohner zählt, alle Sprachen der Welt, denn es beherbergt über 10 000 Diplomaten und Beamte von 85 ausländischen Botschaften und Gesandtschaften. Von seinen Einwohnern sind 52 Prozent Neger, und in den Schulen machen die schwarzen Kinder schon mehr als 60 Prozent aus. Hier gibt es keinerlei Rassendiskriminierung. Deshalb wächst auch die Zahl der zuwandernden Neger von Jahr zu Jahr.

Die Anzahl der ehemaligen Deutschen in Washington schätzt man auf 10 000. Sie sprechen heute fast alle „anglo-amerikanisch“. Sie pflegen ihr Klubleben und geben nur noch eine kleine Vereinszeitung in deutscher Sprache heraus.

Washington besitzt sieben Universitäten, unter ihnen die Howard University, Amerikas größte Negeruniversität. Mehr als 5000 Journalisten sind in Washington tätig. Hier befindet sich auch die größte Bibliothek der Welt, die „Library of Congress“,

und eine der prächtigsten Gemädegalerien der Erde, die „National Gallery of Art“. Hier am Ort der amerikanischen Gesetzgebung ist allenthalben etwas von der Geschichte des großen Landes zu spüren, von seiner Würde zu thronen und von der hemdsärmeligen Manier, mit den Fremden umzugehen wie mit den eigenen Landsleuten.

*

Als ich in New Orleans vom Flughafen in die Stadt fuhr, vibrierte die Luft vom Läuten der Kirchenglocken, in das sich das „Klagen“ der Dampfsirenen und das „Klaffen“ huplustiger Autofahrer mischte. Ich betrat einen Bereich Amerikas, in dem sich die kreolische Überlieferung der Antillen-Inseln mit französischem Herkommen vermischt. Die Stadtbezirke heißen hier noch Parishes nach dem französischen Paroisses (auf deutsch Pfarrgemeinden). Und am sumpfigen Ufer der Bayous (Mündungsarm des Mississippi) fängt man Frösche, deren Schenkel man wie in Frankreich backt und verspeist. New Orleans heißt nicht umsonst das „amerikanische Paris“. Hier klingt französischer Baustil mit spanischer Kolonialtradition harmonisch zusammen, und die spanisch-französische Romantik vermischt sich mit der amerikanischen Mississippi-Sehnsucht, die im Jazz einen eigenartigen Ausdruck fand und als neue Musik die Welt eroberte.

Wahrscheinlich ist New Orleans eine der wenigen amerikanischen Städte, die wirtschaftlichen Nutzen daraus ziehen, daß sie weiter in der Vergangenheit leben. Die Überreste sind hier greifbar: französische Namen, Dixieland-Jazz, Vorliebe für gutes Essen und Trinken und Sinn für gerechte soziale Ordnung. All dies besteht heute in New Orleans neben einer vielfältigen Wirtschaft, die gesund und elastisch ist. Mit einer Bevölkerungszuwachsrate von 25 Prozent während der vergangenen zehn Jahre haben die Fortschritte auf dem Wirtschaftssektor zu einer großen Expansion geführt. Und wenn das Viele-Millionen-Dollar-Objekt des Ausbaues der Mississippi-Golf-Mündung fertiggestellt ist, wird dadurch die Ansiedlung weiterer Industriebetriebe ermöglicht, die dann für Überseeverladungen einen direkten Zugang zum Meer haben.

New Orleans wurde 1717 von dem Franzosen Jean Baptiste Le Moyne, Sieur de Bienville, gegründet. Es er-

hielt zu Ehren des damaligen Regenten von Frankreich, Louis Philipp, Herzog von Orléans, den Namen Nouvelle Orléans. Als der amerikanische Präsident Jefferson im Jahre 1803 eine Kommission nach Frankreich schickte, um mit Napoleon über den Ankauf von Nouvelle Orléans zu verhandeln, weigerte sich der dama-

Im „lateinischen“ Viertel von New Orleans, in dem echt französische Häuser aus rosigen Backsteinen und Holz



lige französische Minister Talleyrand, Nouvelle Orléans allein zu verkaufen, da, wie er sagte, „... ohne Nouvelle Orléans ganz Westamerika für uns wertlos ist ...“ Er willigte jedoch sofort ein, die ganze französische Provinz Louisiana mit Nouvelle Orléans für 15 Millionen Dollars zu verkaufen. Es war dies sicher der

preiswerteste Landkauf der Weltgeschichte.

Heute kann New Orleans als einer der größten Häfen Amerikas angesehen werden. Es ist gleichsam das Tor geworden, durch das die Erzeugnisse des Mississippi-Tales auf den Weltmarkt gelangen und die Rohstoffe aus aller Welt in die Verarbei-

tungszentren des Tales gebracht werden. Der Staat Louisiana gilt als das Hinterland von New Orleans. Das Öl ist in ihm der wichtigste Bodenschatz. Mit 480 000 Faß Öl pro Tag liegt Louisiana als Erzeuger an dritter Stelle in den Staaten. Das alles erfuhr ich von Herren der Industrie- und Handelskammer, und ich bewunderte die Aufmerksamkeit und die Geduld, mit denen sie auf alle meine Fragen eingingen und sie beantworteten.

auf reizvolle Weise mit Brunnen, Statuen, Arkaden und schmiedeeisernen Gittern der spanischen Kolonialtradition eindrucksvoll zusammenklingen, ist diese Aufnahme eines „anderen“ Amerika gemacht



Für den amerikanischen Durchschnittsbesucher von New Orleans sind die Wirtschaftsprobleme nebensächlich. Er besucht ähnlich wie in Hamburg das Hafenviertel mit seinem lustigen Trubel bis in den Morgen hinein und bewundert New Orleans als die prächtigste „europäische Stadt“ Amerikas. In ihr ist auch wirklich selbst der geschäftliche Alltag heiterer und gelassener als in irgendeiner anderen Stadt, die ich in den Vereinigten Staaten kennenlernte.

*

Das 20. Jahrhundert wird nirgends besser demonstriert als am neuen Houston-Schiffahrtskanal. Auf einer mehrstündigen Fahrt mit dem Inspektionsboot der Hafenbehörde konnte ich mich hiervon selbst überzeugen. Riesige Tankanlagen und hohe Fabrikschornsteine umsäumen seine Ufer, und Schleppzug reiht sich an Schleppzug. Unzählige sind die Industrie-Anlagen, an denen man vorbeifährt. Lärm und ständiges Sirenengeheul verraten, wie unablässig hier allenthalben gearbeitet wird.

Die Stadt Houston mit 1 100 000 Einwohnern besitzt als Öl-Hauptstadt die „meisten Millionäre pro Quadratmeter“. Sie liegt auf dem einen Ufer des Flusses Bayous-Buffalo und überläßt das andere Ufer noch immer der weiten Savanne von Texas. Diese schnell aufstrebende Stadt stand bei der Volkszählung 1960 an 7. Stelle unter den Städten Amerikas. Bis dahin hielt sie den 14. Platz. In den kommenden Jahren soll sie noch schneller wachsen. Das Wachstum der Stadt und das des Hafens gehen Hand in Hand. Handel und Verkehr entwickeln sich mit größter Geschwindigkeit.

Houston wurde 1836 gegründet und hat in seiner ungewöhnlich gleichmäßigen und steten Entwicklung seit dieser Zeit alle Städte Amerikas übertroffen. Als um die Jahrhundertwende in Texas Öl in großem Umfang gefunden wurde und der Hafen

fertiggestellt war, entwickelte sich dieser zum größten Ölhafen der Welt und die Stadt zum größten Industriezentrum des Südens. Vieh, Getreide, Holz, Baumwolle, Öl und Chemikalien, das sind die Faktoren, die Houston's Größe schufen und sein Wachstum auch weiterhin garantieren. Schiffe aus allen Ländern der Erde, die Seehandel treiben, legen regelmäßig in ihm an. Weithin bekannt ist er als Wendehafen und als solcher der wichtigste Teil des 50 Meilen langen Houston-Schiffahrtskanals. Industrien im Anlagewert von 2,5 Md. Dollar, die alles herstellen vom Brennstoff für Düsenflugzeuge bis zum Düngemittel, vom Papier bis zur Plastikware, liegen an dieser riesenhaften Wasserstraße. Mehr als 9000 Schiffe werden jährlich im Hafen von Houston abgefertigt. Houston versorgt ein riesiges Hinterland von 23 Staaten, das sich von Chicago bis zu den Rocky Mountains und von der

Küste eine Stadt kennen, die oft als Paradies angesprochen wird.

Kalifornien ist heute nicht mehr das Land des Goldrausches, sondern auf dem besten Wege, die größte Obstplantage der Welt zu werden. Riesige Orangenpflanzungen wechseln mit endlosen Weinbergen und Tafelobstanlagen ab. Die Kalifornier sind sehr stolz auf ihre zwei prachtvollen Großstädte am Meeresufer. Von ihnen ist Los Angeles mit 451 Quadratmeilen = 1155 km² die ausge dehnteste Stadt der Welt. Sie erstreckt sich über 100 km am Ufer des Pazifik.

Los Angeles ist zum Wirtschaftszentrum Südkaliforniens geworden und strebt danach, die Metropole Nummer 1 des ganzen Kontinents zu werden. Was die Zahl seine Einwohner (fast 7 Mill.), sein Einkommen, seinen Handel und sein Bankwesen anbelangt, so steht es schon an dritter

Stücke und die Schauspieler doch mehr auf das kulturell Wertvolle als auf die weiblichen Formen achten.

In Hollywood — diesem weltbekannten und verwirrenden Teil von Los Angeles — kann man alles, was man sucht, auf der Straße finden. Gruppen von Nonnen bewegen sich neben bezaubernd hübschen Mädchen in knappen Badeanzügen oder Shorts. Junge Männer, mit Bärten und Leinentüchern bedeckt, wandeln einher, ebenso wie elegant angezogene Herren, in denen man seine Lieblingsstars versteckt vermuten kann. Und im Vorhof von Grauman's Chinesischem Theater stößt man auf sehr rätselhafte Zeichen von Handschriften, Händen und Füßen, mit denen sich Filmgrößen oder solche, die es werden wollten, in frischen Zementplatten verewigt haben.

Los Angeles — Stadt der Engel kann man es übersetzen — fasziniert und



In Houston, der hochmodernen amerikanischen Ölstadt, liegen gewaltige Lager von Ölfeldrohren für die Gewinnung dieses flüssigen Goldes

bereit. Auf dem Bild ist der Vertreter für Phoenix-Rheinrohr (r.) in Houston vor einem Stapel von Rohren zu sehen, wie wir sie liefern

Grenze Kanadas bis zum Golf von Mexiko erstreckt.

Der zweitägige Aufenthalt in Houston reichte nicht aus, um alle wesentlichen Sehenswürdigkeiten selbst in Augenschein zu nehmen, und es gelang mir nur, einen Teil der großen Röhrenlager in der Stadt zu besichtigen und einige der Kunden des Vertreters für unser Ölfeldrohrgeschäft dort kennenzulernen.

*

Los Angeles war mein nächstes Ziel. Bei den weiten Entfernungen in Amerika ist und bleibt das Flugzeug das einzig zeitgemäße Beförderungsmittel. Ich überflog ein Land, das von harter Pionierarbeit zeugt und lernte nach dem Flug an der pazifischen

Stelle. Los Angeles erscheint einem am Tage wie ein buntes Bilderbuch und bei Nacht wie ein phantastisches Märchenpanorama. Wenn man einige Stunden mit dem Auto durch das Land fährt, so bieten sich einem hier die größten Gegensätze. Der Pazifische Ozean mit seinem silbrigen Strand, riesige purpurfarbene Berge, weiße Gletscher, gelbbraune Wüsten und — Hollywood, die berühmte Stadt der Leinwand und des Scheins, liegen dicht beisammen. In Los Angeles kann man an einem Tage am Strand schwimmen und nach drei Stunden Auto- oder Busfahrt auf den Bergen Ski laufen. Los Angeles besitzt aber auch neben seinen berühmten Büchereien und Galerien viele große und kleine Theater, in denen im Gegensatz zu Hollywood die

stößt ab. Es scheint für einen Europäer fast zu viel zu sein, was er da auf einmal und in schnellen Zügen aufnehmen soll. Mir wenigstens erging es so.

*

Ganz anders empfand ich San Francisco. Hier verweilte ich drei Tage. Unter dem Mantel einer betriebssamen Geschäftsstadt verbirgt sich in ihm mehr an Sehenswürdigkeiten und Erlebnismöglichkeiten als in irgendeiner anderen Stadt der Vereinigten Staaten. Wenn man die Stadt anfliegt, entfalten sich vor einem die größte Brücke der Welt, viele mächtige Hafenbecken, hohe Waldgipfel, gefällige Bergkuppen und ein Häusermeer, das sich auf 29 Hügeln scheinbar so wiegt, wie es Wellenkämme auf bewegter See tun. Die

Bevölkerung dieser ungewöhnlichen Stadt — sie hat 2,3 Millionen Einwohner — setzt sich aus einer Vielzahl von Nationalitäten zusammen. Ihre Vorväter sind zur Zeit des „Goldrausches“ um das Jahr 1849 aus allen Ecken Amerikas und der Welt hierher gekommen, um schnell reich zu werden.

In dem Hafen von San Francisco, den viele als den schönsten der Welt bezeichnen, werden jährlich 40 bis 50 Millionen Tonnen Fracht umgeschlagen. Die geographische Lage und die Entwicklung zum größten Seehafen des amerikanischen Westens und zum natürlichen „Tor zum Orient“ ließen im Herzen von San Francisco die größte chinesische Stadt außerhalb Asiens heranwachsen. Alte „Cable-Cars“ klettern hier an Seilen die 29 Hügel der Stadt hinan und versetzen einen in die Zeit, da es noch keinen Strom, keine Kohle und kein Benzin gab. Das Waldgebiet um San Francisco umfaßt 16 000 etwa 1800 bis 2200 Jahre alte Rotfichten. Die größte unter ihnen hat eine Höhe von 75 m, die dickste den Durchmesser von 5,20 m.

Seit dem Jahre 1776, als in der Bucht von San Francisco eine spanische Missionsstation und eine Festung errichtet wurden, hat sich diese Stadt schnell aufwärts entwickelt.



Unbändiges Leben herrscht in der Hafenstadt Houston, in der jährlich über 9000 Schiffe aus allen Teilen der Welt ihre Güter umschlagen. Houston gilt als der größte Hafen des Südens

1821 wurde sie mexikanisch und am 9. Juli 1846 von einer amerikanischen Marineeinheit in Besitz genommen. Ein Jahr später erhielt sie ihren Na-

men. Wenn man heute am Tag oder in der frühen Abenddämmerung vom Dach des höchsten Hotels aus die Stadt überblickt, so gleicht die Hafen-

Der Houston-Schiffahrtskanal mit einer Unzahl von Industriebetrieben demonstriert eindrucksvoll das 20. Jahrhundert. Die Aufnahme, die

von einem Inspektionsboot der Hafenbehörde aus gemacht wurde, zeigt eine riesige Ölverarbeitungs-Anlage am Ufer dieses Kanals





Besucher bewundern die Fuß- und Handeindrücke, die Filmstars zur Verewigung in frische Zementplatten gemacht haben. Diese Kuriosität findet man im Vorhof von Grauman's Theater in Hollywood

bucht einem Golf am Mittelmeer. Wie ein Wunder verfolgt man den kühnen Bogen, den die Golden Gate-Brücke in 60 Meter Höhe mit einem einzigen 1300 Meter weiten Sprung über die Bucht vollbringt. Und wenn erst die Lichter aufleuchten, dann hat man den Eindruck, als läge die schönste Stadt Amerikas wie ein funkelndes Riesengeschmeide vor einem ausgebreitet. Nur schwer kann man das vergessen, besonders, wenn man in den Gesprächen auf dem Dachgarten des Hotels hoch über San Francisco einen amerikanischen Arzt und zwei Schweizer Psychologinnen als Gegenüber hatte und mit ihnen über die Licht- und Schattenseiten des amerikanischen Lebens diskutierte.

*

Ich brauche mit meinem Urteil nicht vorsichtig zu sein, wenn ich sage: „Kanada ist anders als die USA, es ist einfach europäischer!“ Fast von der Stunde an, da ich auf dem Flughafen von Vancouver landete, lag auch der Druck der technischen Perfektion hinter mir, der mich in den amerikanischen Städten und Flughäfen oft gestört und zu hektischer Eile angetrieben hatte. Gleich vor dem Flughafengebäude empfing mich der Chef unserer kanadischen Werke persönlich. Diese Aufmerksamkeit und die Betreuung durch Mitarbeiter unserer Tochtergesellschaft an den drei folgenden Tagen bewies eine so wohlthuende persönliche Kontaktbereitschaft, daß ich die Fülle der neuen Eindrücke doppelt genoß.

Die Autofahrt zum Werk und die weiteren Unterhaltungen mit dem Werkschef und seinen Mitarbeitern

waren eine reine Freude und nie anstrengend. Man legt hier doch andere Maßstäbe an als in den USA, so habe ich es wenigstens empfunden.

Und ohne besonders sprachkundig zu sein, konnte ich fast überall, wo ich hinkam, in Vancouver City und in der Hauptstadt Victoria, eine Verständigung in englischer, französischer oder auch deutscher Sprache zustandebringen. Vancouver ist mit fast 700 000 Einwohnern die drittgrößte Stadt Kanadas. Etwa 50 Prozent der Bevölkerung der Provinz Britisch-Kolumbien lebt in dieser Stadt. Vancouver ist bei Tag und Nacht ein besonderes Erlebnis. Glanz und geschäftliches Treiben gehören nun einmal zu einer Hafenstadt. Sessellifte bringen die Menschen schnell hinauf zu den höchsten Bergen. Innerhalb einer Stunde kann man es hier schaffen, im warmen Ozean zu baden und in 1500 Meter Höhe Ski zu laufen.

*

Die Entdeckungsfahrten, die ich machte, führten mich auch in die Provinzhauptstadt Victoria auf der dem Festland vorgelagerten Insel Vancouver Island. Mit einem der Fährschiffe fuhren wir über 2 Stunden, bis wir in Victoria ankamen. Hier fanden wir vor allem herrliche Anlagen und einen ausgedehnten Park mit bunten Indianer-Totems, die mein besonderes Interesse erweckten. Fast überall, wo ich hinkam, habe ich mich in deutscher Sprache verständigen können. Viele deutsche Einwanderer sind in den letzten Jahren besonders in Vancouver ansässig geworden. Es gibt ganze Straßenzüge, die von Deutschen be-

wohnt sind. Nach deutschen Büchern und Zeitungen besteht starke Nachfrage. Als sehr interessant ist zu vermerken, daß die Menschen, die vielfach wegen des Krieges und der Kriegsfolgen hierhin ausgewandert sind, sehr stark nach Kriegsliteratur greifen. „Mit Rommel in Afrika“, „Einzug der Panzergrenadiere“, „Er flog an meiner Seite“, und ähnlich heißen vielfach die Titel der Bücher und Broschüren, die in der deutschen Buchhandlung am meisten verlangt werden. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften werden auch dann noch gekauft, wenn sie per Schiffspost kommen und Wochen alt sind.

*

Vancouver liegt an demselben Breitengrad wie Frankfurt am Main. Der Zeitunterschied zwischen Düsseldorf und Vancouver beträgt neun Stunden. So lange hinkt die Zeit dort hinter unserer Zeit in Deutschland nach. Wenn die Düsseldorfer um 8 Uhr morgens ihre Arbeit beginnen, dann können die Arbeiter in Vancouver schlafen gehen.

Gleich nach meiner Landung fuhr ich zu den Werksanlagen unserer Tochtergesellschaft. CWPM heißt sie abgekürzt. Ich habe schon viel über dieses Werk gehört, gelesen und veröffentlicht. Nun konnte ich es persönlich sehen und besichtigen. Es wirkt solide und ein wenig festungsartig. Gute deutsche Handwerksarbeit, möchte man sagen. Die Ame-



päer nicht weiß, wo dieser Kurort liegt. Ich habe von ihm auch erst erfahren, als ich mein Programm zusammenstellte. In Amerika aber hat man mich vielerorts auf die Eigenarten und Schönheiten dieses Städtchens in der Wildnis aufmerksam gemacht, so daß ich auf seine Überraschungen wirklich sehr gespannt war. Ich bin all denen äußerst dankbar, die mir eine Fahrt mit der Bahn nach Banff empfohlen haben. Man muß die Welt der Wildnis, durch die der Zug der Canadian Pacific Railways einen trägt, wirklich mit eigenen Augen sehen, um die unermesslichen Schönheiten dieser Landschaft richtig erleben und in sich aufnehmen zu können. In den geräumigen Abteilen der Atlantik-Pazifik-Bahn kann man es sich in jeder Hinsicht bequem machen, die Zeit vergessen und sich ganz dem Augenblick der ständig neuen Eindrücke hingeben. Die Aussicht verändert sich in einem fort, wenn man durch diese einmalig maleische und majestätische Landschaft fährt. Tiefe Gebirgsschluchten tun sich jäh auf. Hügel, dicht mit Tannen bedeckt, treten heran. Gebirgsseen, Sturzbäche, Schneefelder und Gletscher kommen und vergehen in schneller Abwechslung. Man kommt sich wie auf einer Traumreise durch Urwald und Wildnis vor, wenn man im bequemen Zug sitzt und vom zurückgelehnten Sessel aus durch die

große Aussichtsglaskuppel blickend alles an seinen Augen vorbeiziehen läßt. In schneller Folge fliehen sie dahin, die Flußklüfte und Wälder, die schneebedeckten Berge und die blumigen Wiesen, die weiten Farmanlagen, die ruhenden Seen, die schäumenden Bäche und die Wildgebiete, in denen riesige Braumbären und Elche oft dicht am Bahngelände stehen. Neben der farbenprächtigen Wildnis zeigen sich hie und da auch schon Stahltürme von Öl- und Gasfeldern und Teilstrecken einer Autobahn, die neben den Gleisen der Atlantik-Pazifik-Bahn einmal diese Gegend erschließen helfen sollen.

*

Nicht ganz 20 Stunden dauerte die Fahrt nach Banff. In Banff erwartete mich eine wundersame Welt. Ich wohnte in einem Hotel, etwas außerhalb des Ortes, an einem Hang im Walde gelegen. Der Ausblick auf Banff und seine Umgebung von hier aus ist einfach großartig. Die majestätischen Berge ringsum sind selbst im Hochsommer mit Schnee bedeckt, und warme Schwefelquellen laden auch im Winter zum Schwimmen im Freien ein. In den großen Waldgebieten zum Schutz der Wildtiere laufen Büffel, Elche, Bären, Hirsche und Rehe frei umher und kommen so nahe heran, daß man sie leicht füt-



Ein Aufnahme von der Frontseite unserer Tochtergesellschaft, der Canadian Western Pipe Mills Ltd

tern und fotografieren kann. Die Skimöglichkeiten und Pisten sind so einzigartig, daß man Banff schon für eine Winterolympiade vorgeschlagen hat. Ich war zur Sommerszeit da und erlebte, wie der Alltag von den Kurgästen bestimmt wurde. Im Winter hat Banff 2500 Einwohner, im Sommer sind es mehr als 8000.

*

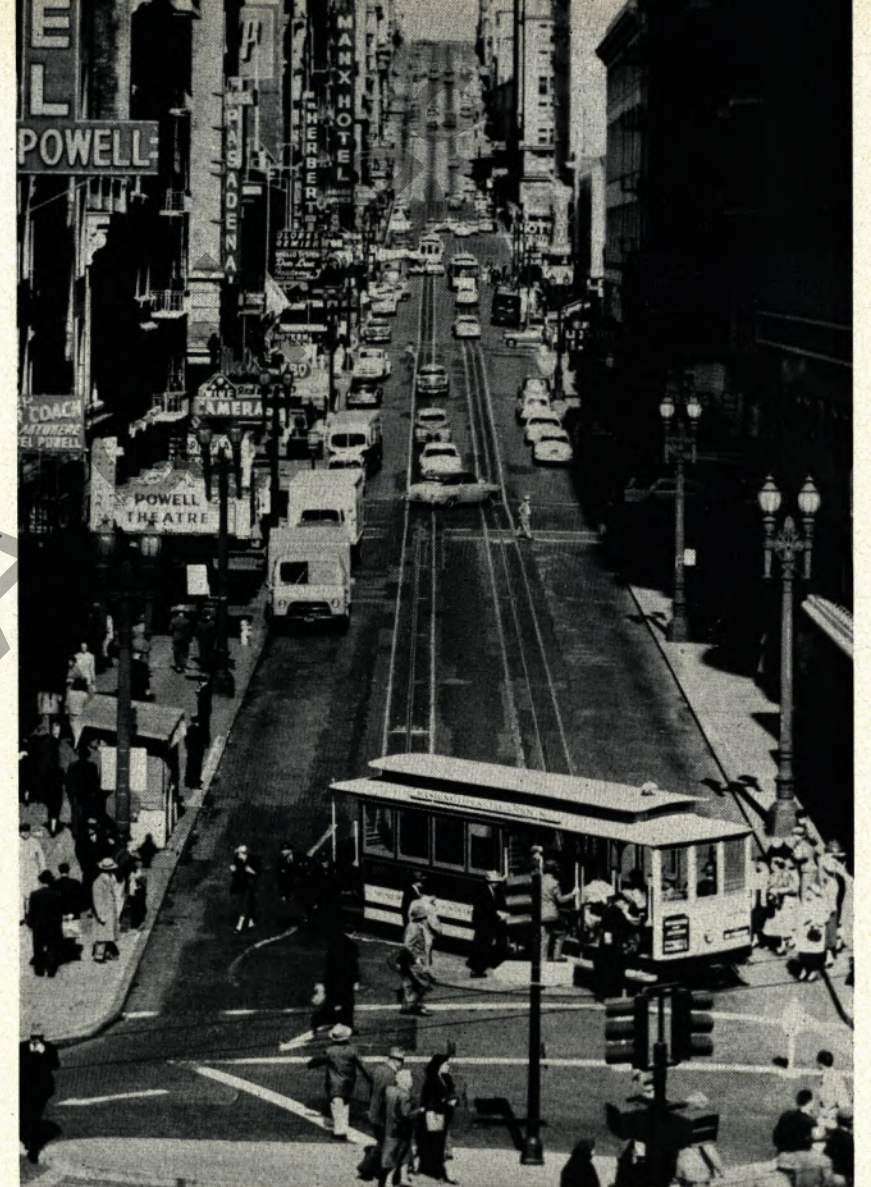
Auf der Fahrt mit dem Auto von Banff nach Calgary auf einer Autostraße, wie ich sie anderswo noch nie erlebt habe. Ganz hochmodern ausgebaut, bietet sie aber auch dem Auge an Sehenswürdigkeiten alles, was man sich nur vorstellen kann: Berge und Wälder, Hügel und Felder, Seen und Gletscher. Manchmal erinnern einen die Gebirgszüge an die Berge des Rheintales, dann aber werden sie wieder unterbrochen von Ölfeldern und Indianer-Reservationen. Eine dieser Reservationen habe ich besucht. Der Häuptling stand im vollen bunten Kriegsschmuck an der Straße und grüßte. Er lud uns ein. Ich drückte ihm 5 Dollar in die Hand, Zigaretten wünschte er sich noch, und er bekam sie auch. Von dem einstigen sprichwörtlichen Stolz der roten Männer ist nicht mehr viel übrig-

rikaner bauen einfacher, leichter und weniger ausgeprägt.

Das Werksgelände der Canadian Western Pipe Mills Ltd (CWPM) liegt in Port Moody am Ostrand von Vancouver. Sie wurde am 16. Dezember 1953 mit einem Aktienkapital von 5,2 Millionen Dollar als hundertprozentige Tochtergesellschaft unseres Unternehmens gegründet. In den Jahren 1954/55 erfolgte der Aufbau des Werkes. Am 20. Juli 1955 nahm die CWPM die Produktion auf. Es werden elektrisch-widerstandsgeschweißte Rohre des Abmessungsbereiches von 1/2 bis 4 1/2 Zoll hergestellt, die als Ölfeld- und Futterrohre für die Naturgas- und Erdölindustrie und als Gas- und Wasserrohre sowie als normalwandige Kabelschutzrohre in der übrigen Industrie Verwendung finden. Die Versorgung des Werkes mit Vormaterial erfolgt hauptsächlich durch drei ostkanadische Stahlwerke. Diese sind die örtlich am nächsten gelegenen Bezugsquellen. Die Entfernung zwischen ihnen und der CWPM entspricht etwa der Strecke Westsibirien-Düsseldorf.

In Port Moody waren in den letzten Jahren laufend 120 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Während der vergangenen Jahre ist es gelungen, die Produktivität des Werkes erheblich zu vergrößern.

Die wegen ihrer besonderen Qualität schon überall bekannten CWPM-Rohre werden zum überwiegenden



Die alten „Cable-Cars“ aus dem Jahre 1873 sind eine Attraktion für die Touristen aus aller Welt, die die großartige Metropole des Staates Kalifornien, San Francisco, besuchen

Teil in Britisch-Kolumbien und in der Nachbarprovinz Alberta abgesetzt.

*

Britisch-Kolumbien und die Provinz Alberta umfassen ein Gebiet, das so groß ist wie Westdeutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland, Österreich, Schweiz und Luxemburg zusammen. Ihre Bevölkerung dagegen beträgt nur 3 Millionen, also knapp 6 Prozent der Einwohnerzahl der Bundesrepublik.

*

Nach dem zweitägigen Aufenthalt in Vancouver war Banff mein nächstes Ziel. Es ist sicher kein Zeichen einer großen Bildungslücke, wenn ein Euro-

Wie mit Seiltänzergrazie schwingt sich die weltbekannte Golden Gate-Brücke in San Francisco über die Fluten des Pazifischen Ozeans. Die Aufnahme ist vom Dachgarten des höchsten Hotels der Stadt gemacht



Bevor man unser Werk in Port Moody betritt, muß man sich hier anmelden. Der Empfangsraum ist zugleich Telefonzentrale und trotz der großen Beanspruchung ist das „Fräulein vom Dienst“ stets freundlich





Einen nordamerikanisch-kanadischen Bilderbogen könnte man diese bunte Seite nennen. Tradition und Fortschritt spiegeln sich in ihr wider. Auf der Aufnahme unten ist ein Stück Indianerromantik zu sehen, wie sie jährlich bei Volksfesten in Banff (Kanada) entsteht. Das Bild links zeigt einen Blick auf eine der belebtesten Straßen der Welt, die Fifth Avenue in New York, während eines Sommerfestes. In der Jazz-Stadt New Orleans und bei der Fahrt auf dem Houston-Schiffahrtskanal sind die beiden oberen Fotos gemacht worden. Die mittleren Aufnahmen entstanden in Kanada und zeigen Totemfiguren in der Stadt Victoria und die große Werkshalle unserer Tochtergesellschaft in Edmonton.





(CWPM) in Port Moody am Ostrand von Vancouver. Das Werk wurde in den Jahren 1954/55 erbaut und nahm am 20. Juli 1955 die Produktion von elektrisch-widerstands-geschweißten Rohren des Abmessungsbereiches von $\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ auf. Hauptabsatzgebiete: Britisch-Kolumbien u. Provinz Alberta

geblieben. Die Indianer bewährten sich in der Zivilisation nicht, und die Zivilisation bietet ihnen im Rahmen ihrer Lebensgewohnheiten wenig Möglichkeiten. Selten kommt es vor, so wurde mir gesagt, daß ein Indianer heute die Stufenleiter des Erfolges erklimmt. Es fehlt den meisten Indianern, auch wenn sie studieren, an Zielstrebigkeit und Ausdauer. Sie werden deshalb vielfach vom Staat unterhalten.

Mit der Fahrt nach Calgary endete der Abstecher von meiner Flugreise, den ich mit der Eisenbahn und dem Auto gemacht habe. Er bescherte mir einige ruhigere Tage und zeigte mir auch, wie groß und weit die Welt Kanadas, des „Lands der Zukunft“, ist.

*

In Calgary besitzt Phoenix-Rheinrohr eine Verkaufsstelle seiner beiden Tochtergesellschaften. Ich freute mich sehr darüber, auch hier Unternehmensangehörige begrüßen zu können und von ihnen gute Vorschläge für meinen Aufenthalt zu erhalten. Calgary ist eine äußerst sehenswerte Stadt, die sich seit ihrer Gründung im Jahre 1875 vom kleinen Handelsplatz schnell zum aufstrebenden In-

dustriezentrum entwickelt hat. Seine Geschichte, die durch harte Kämpfe mit Indianer-Stämmen gekennzeichnet ist, bietet heute in Erinnerung an diese Zeit in der sogenannten Stampede-Woche über acht Tage lang ein unvergeßliches Schauspiel von wil-

den Reiterschauwettkämpfen, Planwagenrennen und Pferdewettbewerben. Diese größte Schau der Welt im Freien ist so faszinierend, daß die Menschen über Tausende von Kilometern anreisen, um sie mitzuerleben. Man hat im vergangenen Jahr 750 000

Schallplattenecke mit Zeitschriftenstand in der Robinson-Street in Vancouver. Sie wird hauptsächlich von deutschsprachigen Kunden, von denen es hier rund 60 000 gibt, besucht





Über tiefe Schluchten und durch dichte Wälder bahnt sich die Bahn hier ihren Weg durch die Rocky Mountains nach Banff. Sie bildet vorerst den einzigen Verkehrsweg zwischen den Städten Westkanadas

Besucher gezählt. Es geht das Wort in Amerika: „Sie kennen nicht alle Wunder der Welt, wenn Sie nicht die Stampede-Woche von Calgary erlebt haben.“

Industriell betrachtet, ist Calgary eine der aussichtsreichsten Städte Kanadas. Sein Wachstum gründet sich auf große Öl- und Naturgasvorkommen mit weiten Marktmöglichkeiten. Calgary, das nach dem zweiten Weltkrieg eine Bevölkerung von 100 000 besaß, zählt heute schon 250 000 Einwohner; und selbst vorsichtige Leute schätzen, daß sich seine Bevölkerungszahl 1980 auf über 600 000 belaufen wird. Öl und Gas haben in Calgary ihren Mittelpunkt. Es ist in dieser Stadt alles für die Zukunft und eine überdurchschnittliche Ausbreitung geplant. Alle Arten der Industrie können sich in ihr ohne größere Schwierigkeiten niederlassen. Und wenn man durch die geplanten Gebiete fährt, findet man Firmennamen, die in Kanada, Amerika und Europa allenthalben geläufig sind. In Calgary, das als „Öl-Hauptstadt“ wirbt, befindet sich auch der Hauptsitz von fast 400 Firmen, die mit der Ölindustrie eng verbunden sind. Für Calgary begann mit der Entwicklung der ersten Erdölvorkommen im Jahre 1946 die entscheidende Phase seiner neuen industriellen Entwicklung.

*

Die aufblühende Gemeinde Edmonton wurde 1904 Stadt und zwei Jahre später Hauptstadt der neugebildeten

Provinz Alberta. Um 1912 hatte es rund 30 000 Einwohner. Heute erlebt man eine geschäftige Metropole mit großen modernen Gebäuden, breiten Straßen und schönen Wohnhäusern. Edmonton stellt sich als junge, starke und aufblühende Großstadt mit etwa 300 000 Einwohnern vor, die erwartungsvoll in die Zukunft schaut. Durch die Entwicklung der riesigen Ölfelder hat die Industrie hier einen ständigen Aufschwung erlebt. Außergewöhnlich große Naturgasvorkommen stellen die erforderliche Kraft und zuweilen auch das Ausgangsmaterial für vielerlei chemische Industriezweige zur Verfügung.

Die beeindruckend zunehmende industrielle Aktivität in der Provinz Alberta, vor allem bei der Erdöl- und Naturgasgewinnung, veranlaßte auch die Leitung unseres Unternehmens, im Juli 1955 die Alberta Phoenix Tube & Pipe Ltd zu gründen. Schon im September 1956 konn-



Für die Studenten der Kunstschule Banff fehlt es in dieser herrlichen Bergwelt wirklich nicht an Motiven und Gelegenheiten, künstlerisches Schaffen mit Erholung zu verbinden

te sie produzieren. Bis Dezember 1959 besaß Phoenix-Rheinrohr 50 Prozent des Aktienkapitals, die andere Hälfte war im Besitz einer kanadisch-amerikanischen Gruppe. Seit Dezember 1959 ist sie aber nach der Übernahme des kanadisch-amerikanischen Anteiles durch unsere Gesellschaft genauso wie die CWPM eine 100prozentige „Tochter“ von Phoenix-Rheinrohr. Die Alberta Phoenix Tube & Pipe Ltd — kurz Alphoe genannt — produziert Rohre von 3½ bis 16 Zoll. Die von ihr hergestellten Rohrerzeugnisse dienen in der Hauptsache dem Sammeln, dem Transport und der Verteilung von Erdöl, Naturgas und deren Nebenprodukten.

Die Alphoe erhält seit Beginn ihr Vormaterial genau so wie die CWPM von ostkanadischen Stahlwerken. Der Absatz erfolgt in überwiegendem Maße in der Heimatprovinz Alberta und im nordwestlichen Teil Britisch-Kolumbiens. In diesen Gebieten befinden sich die größten Erdöl- und Naturgasvorkommen Kanadas. Da der Absatz sehr stark von der Durchführung bestimmter Rohrleitungsprojekte der Erdöl- und Naturgasunternehmen abhängig ist, kann die Belegschaft je nach dem Umfang der Aufträge zwischen 40 und 350 Beschäftigten schwanken. Daß die Anzahl der Arbeitnehmer stets unverzüglich der entsprechenden Beschäftigungslage anzupassen ist, gilt in Kanada nicht als Schlagwort, sondern als Ausdruck einer Methode, die allgemein üblich ist. Die Alphoe konnte sich von der Gründung an einen beachtlichen Marktanteil sichern.

*

Auf dem Flug über Winnipeg nach Toronto, der mit der Düsenmaschine 4 Stunden beträgt, geriet unser Flugzeug in 10 000 Meter Höhe in ein heftiges Gewitter. Die Verbindung mit den Leitstationen der Flughäfen schien zeitweise unterbrochen zu sein. Der Pilot gab durch, daß er noch fünf Minuten weiterflöge, und besere sich die Lage nicht, so müsse er umkehren und in Winnipeg landen. Es waren bange Augenblicke, denn kaum einer der Mitreisenden hatte bis dahin in der ruhig gleitenden Maschine etwas von der Gefahr geahnt, die sich mit dem Schauspiel der Blitze für das Flugzeug und seine Passagiere aufgetan hatte. Mit dem Blick auf die Uhr verging die Zeit nur sehr langsam, und ein allgemeines Aufatmen war zu hören, als der Flugzeugführer mitteilte, die Situa-

tion sei geklärt und die Maschine fliege nach Toronto weiter.

*

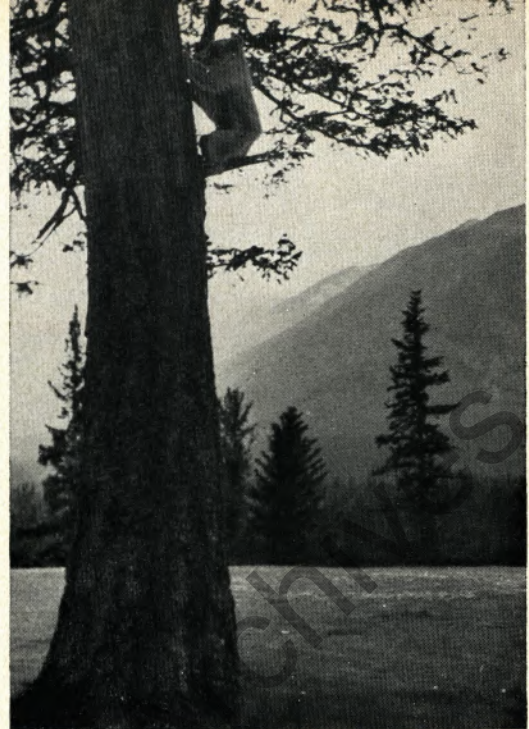
Weit nach Mitternacht traf ich in Toronto ein. Vor dem Hotel, in dem ich übernachten wollte, standen Streikposten des Hotelpersonals. Nach einigen Verhandlungen bekam ich aber doch ein Zimmer. Genau 11 Städte hatte ich bisher angefliegen. Am nächsten Morgen mußte ich mich entscheiden, ob ich für den Besuch der Niagara-Fälle einen Tag opfern oder sofort nach Chicago und Cincinnati weiterfliegen wollte.

Ich hielt mich an meinen Plan und flog schon mittags nach Chicago. Von Toronto konnte ich mir auf einer Taxifahrt nur flüchtig einen Eindruck verschaffen. Toronto, die Hauptstadt der kanadischen Provinz Ontario, ist die zweitgrößte Stadt Kanadas. Es liegt an einer Bucht des Ontario-Sees und hat rund 1 500 000 Einwohner. Als Hafen- und Handelszentrum ist es für die Wirtschaft des St.-Lorenz-Tieflandes, der Wiege Kanadas, von großer Bedeutung. Die kanadische Bundeshauptstadt Ottawa konnte ich auch nicht mehr besuchen, den die Abschnitte meiner Reise waren genau festgelegt. Ich war entschlossen, mich an sie zu halten, denn ich wollte neben Kanada auch noch den Mittelwesten der USA kennenlernen.

*

Kanada ist das zweitgrößte Land der Erde. Es wird an Ausdehnung nur von der Sowjetunion übertroffen. Vom Osten nach Westen mißt es nahezu 6500 Kilometer, vom Norden nach Süden an die 5000 Kilometer. Es besitzt fast 400 Millionen Hektar Wald, 130 Millionen Hektar Ackerland und ein Drittel des Süßwasserbestandes der Erde. Bei seiner Größe ist Kanada sehr dünn besiedelt. Etwa 18 Millionen Menschen leben auf einer Fläche von fast 10 Millionen Quadratkilometern. Vor vier Jahren beging der Bundesstaat Kanada seinen 90. Geburtstag. Bei seiner Gründung lebten nur 3,5 Millionen Menschen in ganz Kanada. Von den 18 Millionen, die es heute bevölkern, sind über zwei Millionen nach dem letzten Kriege aus Europa eingewandert. Die Zahl der deutschstämmi-

Die Fotos zeigen, wie ein brauner Bär, vom Gipfel eines Baumes kommend, sich in Banff sein Futter vor dem Hotel holt, um dann wieder im Wald zu verschwinden





Die Stadtverwaltung (Town-Hall) ist eines der modernsten Gebäude Edmontons. Bemerkenswert sind die modernen Eisenplastiken, die sich am Eingang über einem Wassergraben befinden

gen Kanadier beträgt heute insgesamt rund 900 000. Sie stellen neben den Bewohnern kanadisch-britischen Ursprungs (50 Prozent) und den Nachkommen der französischen Einwanderer (30 Prozent) mit etwa 4,5 Prozent die drittgrößte Bevölkerungsgruppe dar. Von den heute 18 Millionen Kanadiern ist jeder elfte außerhalb des Landes geboren. Die allgemeinen Einwanderungszahlen sind in den letzten Jahren stark zurückgegangen. 1951 waren es 194 000 und 1960 nur 104 000. Auch die Zahl der deutschen Einwanderer ist gesunken, vor allem, weil die Arbeitsmarktlage in der Bundesrepublik gut ist. Auf der anderen Seite hat die große Arbeitslosigkeit in Kanada, die im vergangenen Jahr 580 000 betrug, sich auf die Einwanderungslustigen in aller Welt stark dämpfend ausgewirkt.

Auf dem Fluge nach Chicago hänge ich meinen Gedanken nach. New York ist die größte Stadt der USA, Los Angeles hat die größte Ausdehnung der Städte der Welt und Chicago wird als die gigantischste Stadt der USA angesehen. Superlative fordern heraus, sie fordern aber auch zum Nachdenken auf. Bei der Bewunderung des Großen, des Gewaltigen, kurz, des Überdimensionalen schlechthin sind sehr viele Beobachter Amerikas sich darin einig, daß es in den USA mehr Land, mehr Geld, mehr Wolkenkratzer, mehr Kühnheit, vielleicht aber auch mehr Waghalsigkeit und Verbrechen als in anderen Erdteilen gibt. Eins aber hat Amerika bestimmt allen übrigen voraus, es bietet mehr Ertrag für aufgewandte Arbeit als irgendein anderes Land der Erde. Ein harter Einsatz des einzelnen und des

gesamten Volkes begleiteten den Weg dieser Nation nach oben, und der einzelne wie auch die Gesamtheit standen dabei sicher ebenso oft am Rande des Glücks wie des Unterganges. Aber keiner ist zurückgetreten. So haben sie das geschaffen, was man heute allgemein den Amerikanismus nennt. Er ist erfolgreich geworden und es bis heute geblieben. Ist Amerika, die Neue Welt, das Zukunftssymbol der Menschheit — oder ist es eine der neuen Welten, wenn in den kommenden Epochen der Menschheit Rußland einen besseren Lebensstandard erreicht und China mit über 600 Millionen Menschen allgemein Lesen und Schreiben gelernt hat? Goethes Ausruf: „Amerika, du hast es besser!“ gilt heute noch wie einst, wenn man die Amerikaner und ihre Erfolge sieht und bewundert.

*

Das Tempo auf dem Flughafen von Chicago ist beängstigend. Es führt einen schnell aus den Gedanken, die soeben noch wichtig erschienen, in die Wirklichkeit zurück. Das Gewirr und der Lärm, die diese Millionenstadt kilometerweit erfüllen, begleiten einen auch ins Hotel. In Chicago ist man laut und zudringlich. Die Besonnenheit, die in Kanada noch mancherorts zu Tage trat, hat aufgehört. Die Philosophie der Mechanik und die Leistungen der Technik unterstreichen hier das Gigantische des amerikanischen Lebens. Das kontrastreiche Bild dieser Stadt ist bezeichnend für die Entwicklung im Mittelwesten. Hochmoderne Hotels und herrliche Straßen mit neuen Regierungs- und Geschäftsgebäuden betonen die Fortschrittlichkeit, die Weitsichtigkeit und die Macht dieser „Kreuzung des Kontinents“. Chicago ist mit über 7 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt der USA und die viertgrößte der Welt. Wegen der günstigen Lage am Michigan-See und an der großen Seenplatte konzentriert sich in Chicago der gesamte Ost-Westverkehr der nördlichen Landeshälfte der USA. Es ist gleichsam zur Drehscheibe des Kontinents geworden. Seine Bedeutung als Mittelpunkt für den Luft-, Eisenbahn- und Schiffsverkehr ist durch die Eröffnung des St.-Lorenz-Seeweges noch stärker gestiegen. Es hat dadurch auch die Rolle eines Weltausfuhrhafens übernommen, denn die Ozeanschiffe können jetzt bis Chicago durchfahren.

Im Jahre 1830 war Chicago ein Grenzposten, der aus gut einem Dut-



Auch die kleinsten Erdenbürger werden hoch oben in der Luft von der Stewardess genau so aufmerksam versorgt wie die übrigen Fluggäste. Die Mutter verfolgt hier die Verpflegung genau

zend Hütten bestand. Heute leben innerhalb seines Bezirkes 13 Millionen. Über 7 Millionen davon in der eigentlichen Metropole. Die Vereinigung der Chicagoer Viehhöfe, die seit 1865 besteht, bildet den größten Markt für Schlachtvieh, den größten Viehmarkt der USA und den größten Verschiffungsplatz des Landes für lebendes Vieh. In Chicago befinden sich auch das größte Hotel der Welt (Conrad-Hilton-Hotel), das höchste Hotel der Welt (Morrison-Hotel) und das größte Handelsgebäude der Welt (Merchandise Mart). Diese und viele andere Attraktionen haben es ermöglicht, daß Chicago mit etwa zwei Millionen Tagungsbesuchern jährlich zu einer der bedeutendsten Tagungsstätten der USA geworden ist.

23 Luftlinien gehen von Chicago aus, und keine Stadt der Welt liegt mehr als 30 Flugstunden weit von dort entfernt. Auf dem Midway-Flughafen, dem belebtesten von den dreien, die Chicago besitzt, landet oder startet alle 90 Sekunden eine Maschine. Dieses Chicago bliebe gigantisch, auch wenn man seine weniger schönen Seiten, die durch Kriminalromane, Zeitungsberichte und Filmreißer hinreichend bekannt geworden sind, noch erwähnen würde.

*

In Cincinnati haben mich zwei Erlebnisse stark beeindruckt. Als ich mit dem Auto durch die Stadt fuhr, stieß ich vielerorts auf deutsche Straßen-

namen und Geschäftsschilder. Das wies auf starken deutschen Einfluß hin. Bei dem Zusammensein mit langjährigen Geschäftspartnern von Phoenix-Rheinrohr erlebte ich, wie stark und einflußreich ein echter amerikanischer Geschäftsmann sein kann, der als Techniker mit der schnellen Reaktion eines stets wachen Geistes die Reflexionen der anderen mit

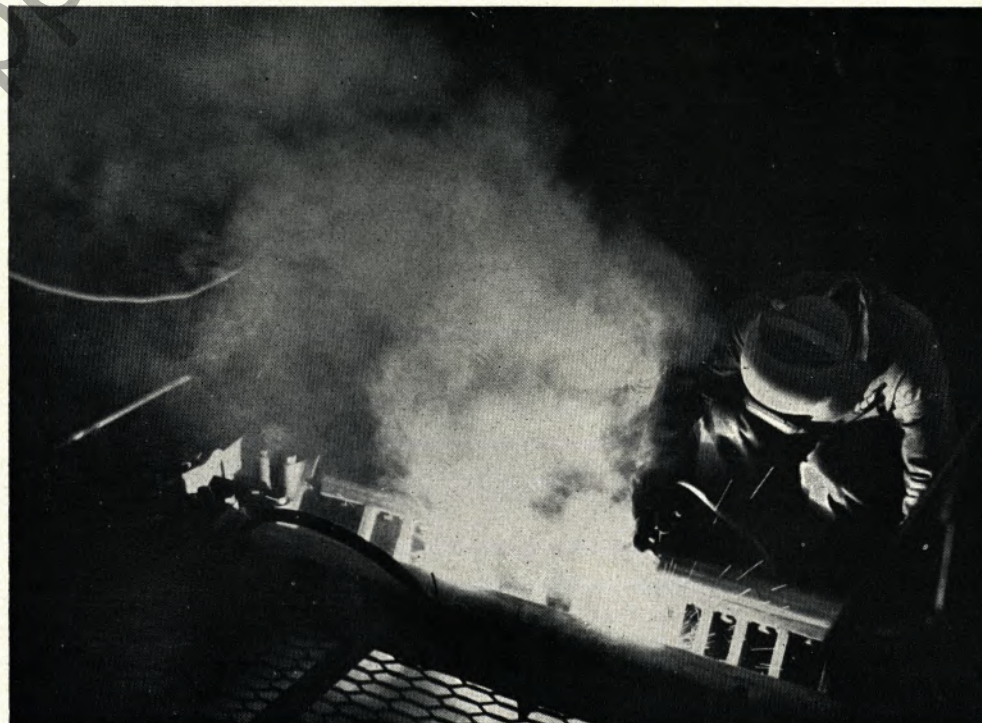
Freundlichkeit auflockert und einfängt. Der Mann des Fortschritts in Amerika versteht es, selbst ein ganzes System von Schwierigkeiten, das viele andere nervös machen würde, richtig zu entwirren und zum Erfolg zu führen. Der Exportwille wird in einem solchen Menschen zur missionarischen Tätigkeit. Ihm ordnet er seine ganze Kraft unter, wenn es gilt, seine Absichten zum eigenen Wohle und zum Wohle der Menschheit durchzusetzen.

Auf einer Cocktail-Party sah ich, wie Millionäre mit ihren einfachen Hausnachbarn zusammensaßen und sich gegenseitig bedienten. Eine solche Party offenbart, daß es auch eine Kehrseite des amerikanischen „Business-Mannes“ gibt, einen Typ, der sich in der Familie oder im Freundeskreis gut vom Erwerbsleben zu trennen versteht. Er spiegelt den entspannten, durch und durch gesunden, nicht nervösen und stets freundlichen Menschen wider. Sicher ist der Geschäftssinn dabei nicht ganz verdrängt. Aber das Angebot eines großen Unternehmers, seinen Gast mit dem Privatflugzeug von Cincinnati nach Louisville zu fliegen, um ihm dort zeigen zu können, wie sein Unternehmen arbeitet, bedeutete mehr als bloß eine Geste. Ich habe diesen Flug in Wirklichkeit gemacht.

*

Ich will nicht lange in der Geschichte des Deutschtums der Stadt Cincinnati

Ein erfahrener Maschinenschweißer beobachtet auf diesem Foto, wie auf dem Breitbandrollgang im Rohrwerk unserer Tochtergesellschaft in Edmonton (Alphoe) zwei Bandenden aneinandergeschweißt werden



kramen. Es gibt in Cincinnati noch eine deutsche Wochenzeitung mit einer Auflage von 10 000 Exemplaren. Sie ist seit 1869 bis heute ununterbrochen erschienen. Zuerst als Tageszeitung und später wöchentlich. Neben ihr, die als „Freie Presse — Wochenzeitung für Politik, Volk und Kultur“ dem Deutschtum dient, sind in der Geschichte Cincinnati noch sieben deutsche Zeitungen zu verzeichnen. Drei von ihnen hatten vor dem 1. Weltkrieg eine Auflage von über 150 000 Exemplaren. Die beiden Weltkriege gegen Deutschland trugen viel zum Sterben der deutschen Zeitungen bei. Im Jahre 1870 haben nach der Statistik des US-Zensus-Bureaus die Deutschen 34 Prozent oder 75 000 von Cincinnati's Bevölkerung ausgemacht. Die Auflage der deutschsprachigen Zeitungen betrug 1870 rund 46 000. Sie stieg in den Jahren bis 1917 auf 150 000. Es gab um die Jahrhundertwende in Cincinnati mehr deutsche Zeitungen als landessprachliche. Der Fleiß, die Energie und die Leistungen in Kunst und

Wissenschaft sowie der ausgeprägte Wohltätigkeitssinn der Deutschen haben dem deutschen Namen nicht nur in Cincinnati, sondern auch in ganz Amerika guten Klang verschafft.

Heute gibt es in Cincinnati keine wegweisende deutsche Tätigkeit und keinen öffentlichen Einfluß des Deutschtums mehr. Die meisten Deutschen glaubten, die Pflege ihrer deutschen Sprache nicht mit der Loyalität der neuen Heimat gegenüber vereinen zu können. Alle Deutschstämmigen wurden treue US-Bürger und haben ihre Kinder in der Liebe zu dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ erzogen. Die Hälfte der Einwohner Cincinnati's hat deutsche Vorfahren, die von 1848 an in der Neuen Welt ihre Heimat fanden. Heute wird in dieser bedeutenden Industriestadt am Ohio ausschließlich englisch gesprochen.

Cincinnati, als „Tor zum Süden“ des Landes bekannt, zählt in seinem Stadtbezirk fast 1 Million Einwohner. In den aufstrebenden Fabriken für Werkzeugmaschinen, in den Erdöl-

raffinerien und in der chemischen Industrie sind fast 200 000 Arbeiter beschäftigt. Der frühere Beinamen Cincinnati's, „Porcopolis“ (Schweinstadt), ist fast ganz verschwunden. Er weist nur darauf hin, daß hier einmal eine umfangreiche Schweinezucht betrieben und sehr große Schlachthäuser aufgebaut wurden. Ein kleiner Teil der deutschstämmigen Bevölkerung trifft sich noch in Chor-Gemeinschaften, Kegelklubs und bei festlichen Opernaufführungen, zu denen dann Programme in englischer und deutscher Sprache herausgegeben werden. Ich habe eine von 2000 Personen besuchte Aufführung von Wagners Oper „Rheingold“ durch das Münchener Ensemble mit großem Genuß miterlebt.

*

Nach einem kurzen Aufenthalt in Louisville landete ich am späten Abend wieder in New York. Wie ein phosphoreszierendes Spinnennetz oder wie ein umgekehrter Sternenhimmel kam mir die Stadt bei Dunkelheit vor. Nicht ganz zwei Tage

Chicago zieht sich als blendende Fassadenflucht 50 km lang am Michigan-See hin. Der Rest ist eine einzige dröhnende Fabrik. Es stellt

heute eine „gigantische“ Stadt dar. Vor 130 Jahren gab es an dieser Stelle nur einen Grenzposten, der aus einem Dutzend Hütten bestand





Drei führende Männer eines mit Phoenix-Rheinrohr befreundeten Unternehmens in Cincinnati, die in allen Erdteilen große Ammoniakgewinnungsanlagen und Hydrierwerke bauen

hatte ich noch Zeit, um meine Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse mit Amerikakennern zu besprechen und vor allem New York und das Deutschtum zu studieren. Was ist über das Deutschtum in den USA zu berichten? Das ist eine Frage, die sicher viele stellen.

*

Schon bei der ersten Entdeckung Amerikas um das Jahr 1000 durch den Wikinger Leif Erikson sollen Deutsche dabei gewesen sein. Wenn die überlieferten Namen nicht täuschen, waren unter den ersten Gruppen der Einwanderer, die sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der Ostküste Nordamerikas ansiedelten, ebenfalls Deutsche. Die erste organisierte Einwanderung von Deutschen fällt in das Jahr 1683. Dreizehn Mennoniten-Familien aus Krefeld kamen mit William Penn auf der „Concord“ nach Amerika. Sie betraten am 6. Oktober amerikanischen Boden. Sie gründeten den Ort Germantown (Deutschenstadt), der heute noch ein Vorort von Philadelphia ist. Die Ansiedlungen in Philadelphia entwickelten sich rasch, zumal vom Oberrhein, der Pfalz, aus dem Elsaß, der Schweiz und aus Westfalen, Schlesien und Hessen bald größerer Nachschub kam. Pennsylvania, wo auch die berühmten Herrenhuter Siedlungen Nazareth und Bethlehem gegründet wurden, war während der kolonialen Aufbauzeit der Mittelpunkt des amerikanischen Deutschtums. Andere deutsche Gruppen, welche sich Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts in den Südstaaten, in Neu-England und New York ansiedel-

ten, kamen nicht zum gleichen Erfolg. Im Jahre 1775 wird die Zahl der Deutschen in Pennsylvania mit 110 000 angegeben, d. h. fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung dieses Staates war deutsch. Der heutige Prozentsatz liegt bei 10 Prozent. Verschmelzung, Westwanderung der Farmerssöhne, die Abnahme Deutscher und das Anwachsen andersstämmiger Einwanderer sind die Ursache hierfür. Zu einer „Germanisierung“ dieses Staates, wie sie von angelsächsischer Seite Ende des 18. Jahrhunderts befürchtet wurde, ist es nie gekommen. Den ländlichen Bezirken aber hat das Deutschtum ein bleibendes Gepräge gegeben. Heute noch wird hier das Pennsylva-

„Freie Presse“ heißt die deutschsprachige Zeitung in Cincinnati, die die Söhne deutschstämmiger Einwohner heute mit ihrem Professor auf dem Wege über die Übersetzung studieren



nia-Deutsch, eine mit amerikanischen Wörtern durchsetzte Pfälzer Mundart, sehr oft gesprochen.

Es ist ein konservatives, durch Religion und Tradition gebundenes Deutschtum gewesen, das hier freudig und tüchtig, in seinen strengen sittlichen Forderungen dem englischen Puritanismus ähnlich, auf solider Grundlage einen der blühendsten Staaten der USA aufbauen half. Neben Boston war Philadelphia sein geistiger und religiöser Mittelpunkt. Die Leistungen der Deutschen sind aber in den Hintergrund getreten, da ihnen zu jener Zeit überragende politische Führer gefehlt haben. Die deutschen Einwanderer waren eine Armee ohne Offiziere und tüchtige Soldaten ohne ausgebildete Führung.

In der Zeit von 1815 bis 1819 war die Zuwanderung wieder sehr groß. Die Süddeutschen kamen mit holländischen, englischen und französischen Schiffen, die Norddeutschen aus den Häfen Hamburg und Bremen. Die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts brachten eine Menge politischer Flüchtlinge nach den USA. Unter ihnen waren viele Studenten, Doktoren, Fabrikanten und Landwirte. Diese Männer entfalteten vorübergehend unter der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten eine lebhaft geistige Tätigkeit, die jedoch bald wieder dahinschwand. Sie gingen in dem erfolgreichen Geschäftsleben dieses Landes schnell auf und brachten

es als Amerikaner vielfach zu Ehren und großem Reichtum.

Von 50 000 Einwanderern im Jahre 1847 stieg ihre Zahl in den Jahren 1850 bis 1860 auf durchschnittlich

Werkzeitschriften haben eine Führungsaufgabe

1960 wurde in den USA die Rekordsumme von 500 Millionen Dollar für Werkspublikationen aufgewendet. Die Zahl der Werkzeitschriften mit einem Herstellungspreis von einem Dollar je Exemplar hat zugenommen — wobei Zweifarbendruck durchaus keine Seltenheit mehr ist. Rund 15 Prozent der Betriebsmagazine erscheinen bereits jede Woche. Einige Gesellschaften, wie beispielsweise New England Electric, bringen sogar täglich eine Zeitung für ihre Belegschaft heraus. Die Gestaltung der Werkzeitschriften oder Werkzeugungen fällt neuerdings in zunehmendem Maße in den Aufgabenbereich der obersten Führungskräfte der amerikanischen Industrieunternehmen.

(Amerika-Dienst)

90 000 pro Jahr. Ihr Ziel war zu jener Zeit jedoch nicht mehr Pennsylvania, sondern der neu erschlossene Mittelwesten. Während des Bürgerkrieges trat eine abermalige Stok-

kung des Einwandererstromes ein, der sich nach Kriegsbeendigung jedoch wieder steigerte und in den 1880er Jahren seinen Höhepunkt erreichte. Wegen der raschen Industrialisierung bildeten jetzt die Städte die Hauptanziehungspunkte. Während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts belief sich die deutsche Einwanderung mit Ausnahme der Zeit des ersten Weltkrieges auf durchschnittlich 50 000 im Jahr, bis das Quotengesetz des Jahres 1924 die deutsche Einwanderung auf etwa 30 000 im Jahr reduzierte. Während der Jahre der wirtschaftlichen Notlage und des zweiten Weltkrieges wurde die Einwanderungsquote noch weiter gesenkt.

*

Dies wäre nun kurz die Geschichte der deutschen Einwanderung. Es gibt Schätzungen, nach denen jeder fünfte Amerikaner deutscher Abstammung ist. Trotzdem sind die Vereinigten Staaten ein angelsächsisches Land geblieben. Die Deutschen spielten nie eine ihrer Zahl entsprechende politische Rolle. Als der Hauptstrom der Deutschen nach Amerika kam, gab es kaum noch Möglichkeiten zu territorialer Selbstverwaltung. Die Herrschaft der englischen Sprache hatte sich durchgesetzt und die innere Kolonisation und Festigung war voll im Gange. Es blieb für die Deutschen

nichts anderes übrig, als sich den Gegebenheiten anzupassen.

Der Kampf um das bloße Dasein erforderte einfach den Einsatz des ganzen Menschen. Die Umgebung des Einwanderers war amerikanisch, das heißt man sprach englisch und dachte anglo-amerikanisch. Das Amerikanertum war bereit, den Ankömmling aufzunehmen und ihm die Möglichkeit einer neuen Existenz und Heimat zu geben. Als Gegenforderung verlangte es die klare Entscheidung, sich einzugliedern und ein bejahender Teil des Ganzen zu werden oder Bürger zweiter Klasse zu sein.

Die breite Masse der deutschen Einwanderer hatte der Amerikanisierung nur wenig entgegenzusetzen. Der Gedanke an die Heimat aber blieb bei vielen noch lebendig. Das beweisen vor allem die zahlreichen Unterstützungen und Care-Pakete während der Inflationszeit nach dem ersten Weltkriege und in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, die zur Linderung der Not in Deutschland viel beigetragen haben. Diese Spenden der Deutsch-Amerikaner sind teilweise viel zu wenig bekannt und gewürdigt worden.

Wenn das Deutsch-Amerikanertum auch nur in wenigen Fällen Führerstellen besetzt hat und in geschlossenen Gruppen ohne Stoßkraft ge-

Eine Aufnahme, wie sie sehr selten gelingt. Eine Junioren-Baseball-Mannschaft, die fertig gerüstet für das bekannteste amerikanische Ballspiel angetre-

ten ist. Man sieht sogleich, wie sich hier Jungentypen der verschiedensten Herkunft als Amerikaner zum gemeinsamen Tun freudig zusammenfinden



blieben ist, so ist doch die Gesamtleistung der vielen einzelnen für alle politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zweige der amerikanischen Entwicklung ohne Frage von Bedeutung gewesen. Die rund 6 Millionen Deutschen, die seit 1820 in den USA ihre Heimat fanden, sind nicht spurlos im Angelsachsentum aufgegangen, sondern haben vor allem im Mittelwesten einen Menschentyp mitgeprägt, der einen großen Einfluß auf die Entwicklung Amerikas ausgeübt hat und noch ausüben wird.

*

Bevor ich in Düsseldorf nach Amerika abflog, sagte mir jemand: „Ganz Amerika lebt auf Pump und zwei Jahre im voraus!“ Ich habe ihm das abgenommen und war fest entschlossen, mir auch von dieser Seite des amerikanischen Lebens selbst ein Bild zu machen. Die Amerikaner leben nicht auf Pump in unserem Sinne, sondern sie leben stärker als wir von dem Vertrauen, das sie der Wirtschaft ihres Landes und sich selbst gegenüber aufbringen. Sicher, man lebt in Amerika weit umfangreicher als bei uns auf Kredit oder noch besser gesagt — auf die Zukunft. Der Tag und der Erfolg aber bleiben entscheidend. Anstellungen auf Lebenszeit gibt es nicht. Man kommt, man geht oder wird gegangen. Das alles hat wenig Bedeutung für Stellung und Fortkommen. Man springt auch aus einem Beruf in den anderen. Die Hauptsache ist, man verdient beim Wechsel mehr Geld und kann sich dafür mehr leisten. Gegen Rückschläge und Überraschungen versichert man sich persönlich bei einer Versicherungsgesellschaft. Man kauft auch alles und allenthalben auf Kredit. Selbst Kaffeetrinken und Mittagessen geschieht auf diese Art.

Diese Methode des Lebens ist erstaunlich einfach und in ihrer Handhabung völlig unkompliziert. Wenn man seine Einkommensverhältnisse klargelegt hat, erhält man in jedem einzelnen Geschäftsunternehmen gleich eine Kreditkarte in Form eines Bons oder einer Marke. Mit diesen Bons kann man Mittag essen, Benzin tanken oder auch ein Auto kaufen, ohne es bar zu bezahlen. Diese Art erstreckt sich heute schon auf den Häuserkauf. Am Monatsende wird die Abrechnung vorgelegt. Wer sich übernimmt oder zahlungsunfähig wird, erhält auch in dringenden Fällen keinen Kredit mehr. Wer heute in den USA nicht auf Kredit lebt, wird schon als ein wenig verdächtig



Neue Probleme des Autozeitalters in den USA

Für die Amerikaner ist das Auto heute weit mehr als ein Fortbewegungsmittel, es ist zum Ausdruck einer Lebensanschauung geworden, die die Bewohner der USA allgemein beherrscht. Die Verwirklichung dieser Lebensanschauung stellt die Nordamerikaner immer wieder vor Probleme. Der Besucher wird in den USA nur verhältnismäßig selten Leute treffen, die nicht davon überzeugt sind, daß das Auto eine nordamerikanische Erfindung ist. In Südamerika, Asien und Afrika wissen sicher nur einige besonders gut informierte Menschen, daß das erste Auto aus einer deutschen Werkstatt rollte und nicht von einem Fließband in Detroit.

Der Ruhm, das Auto zum Ausdruck der Lebensanschauung unserer Zeit gemacht zu haben, gebührt ohne Zweifel den Nordamerikanern. Der beste Wagen soll das größte Glück bescheren. Nun tauchen aber für die Verwirklichung dieses Fortschrittsglaubens in den USA immer wieder neue Probleme und Hindernisse auf, die auch uns Deutsche stark interessieren. Bis 1975 wird sich die Gesamtzahl der Autos in den Vereinigten Staaten um weitere 25 Mill. erhöht haben. Sie hat damit die 100-Millionen-Grenze erreicht. Wenn auch vom nordamerikanischen Staate aus gegenwärtig schon alles getan wird, um für den zu erwartenden riesigen Automobilstrom den erforderlichen Verkehrsraum durch einen großzügigen Ausbau des Bundesstraßennetzes (40 bis 50 Md. Dollar Baukosten) zu schaffen, so bereitet doch ein anderes Problem zur Zeit noch starkes Kopfzerbrechen: die Deckung des großen Bedarfs an Automechanikern. Dieses Problem ist deshalb so akut, weil heute schon — bei einer Gesamtzahl von rund 850 000 Automechanikern des Autoreparaturgewerbes — etwa 140 000 bis 250 000 Fachkräfte fehlen. Um überhaupt das derzeitige Verhältnis von einem Mechaniker auf 87 Autos aufrechterhalten zu können, müßten jedes Jahr 40 000 Automobilfacharbeiter neu eingestellt werden. Vor 50 Jahren noch, als erst einige tausend Autos in den USA liefen, war das Reparaturproblem verhältnismäßig einfach. Jeder, der damals ein Auto kaufte, erhielt neben einer ausführlichen Betriebs- und Reparaturanweisung auch gleichzeitig einen kompletten Satz Werkzeuge, so daß er sich meist selbst helfen konnte. Im Laufe der Jahre jedoch, als die Produktionsziffern in die Millionen gingen und die Personen- und Lastkraftwagen technisch immer komplizierter wurden, ergab sich damit zwangsläufig auch ein ständig steigender Bedarf an ausgebildeten Automechanikern. Dennoch war die Ausbildung damals noch verhältnismäßig einfach, da der Aufbau der Autos in den Grundzügen weitgehend übereinstimmte. Mit der Einführung zahlreicher technischer Neuerungen, wie automatische Getriebe, Lenk- und Bremshilfen, Klimaanlage usw., wandelte sich auch die Ausbildung des Automechanikers: der All-round-Mechaniker wurde durch den in den Automobilfabriken praktisch ausgebildeten und in den Berufsschulen theoretisch unterwiesenen Spezialisten abgelöst. Diese Entwicklung setzte in den ersten Nachkriegsjahren ein, als sich nicht nur die Zahl der Autos sprunghaft von 30 auf 80 Millionen und die jährliche Fahrleistung von 250 auf 600 Millionen Meilen (1 Meile = 1,6 km) erhöhte, sondern auch die Autowerke mit einer Unzahl technischer Verbesserungen ihren Marktanteil zu vergrößern suchten.



Im deutschen Viertel in New York finden sich die Landsleute nicht nur in den Klubs, sondern auch in den wegen ihrer guten Küche allgemein bekannten deutschen Restaurants und Cafés oft und gern zusammen

angesehen, weil er sich anders verhält als die übrigen, und wer keine Kreditmarken besitzt, gilt weithin als halber Mensch. Allein aus diesem Grunde schon gibt es viele, die auf der Bank einen Kredit aufnehmen, ohne ihn zu brauchen. Sie wollen sich durch Kreditmarken einfach als kreditwürdig ausweisen können.

Dieses Leben auf Kredit ist selbstverständlich ein wirtschaftliches Vorleben, das den Warenumsatz immer mehr beschleunigt. Es hat sicher auch seine Schattenseiten, wenn zum Beispiel ein Auto, das kaum bezahlt ist, schon wieder durch ein neues ersetzt wird, das wiederum nur angezahlt wird. Die amerikanische Wirtschaft wird dadurch vielleicht konjunkturrempfindlicher als bei einem anderen Gebaren. Entscheidend aber bleibt, daß die Anzeichen wirtschaftlicher Störungen rechtzeitig erkannt und mögliche Auswirkungen frühzeitig beseitigt werden. Hierbei hat die

Konjunkturforschung und die ständige geistige Beeinflussung der Menschen in den USA eine enorme Bedeutung erlangt. Ich konnte beim Besuch eines großen New Yorker Unternehmens feststellen, daß von ihm die Öffentlichkeit und die Mitarbeiter bis ins einzelne gehend über das geschäftliche Geschehen aufgeklärt werden. Ich traf in diesem Lande des reinen Kapitalismus auf Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit und Mitarbeiterbetreuung, die mit 150 bis 200 Personen besetzt waren. Die Ausgaben für diese Art der Werbung nach innen und außen in Form von Filmen, Anzeigen, Broschüren, Plakaten, Zeitschriften und Werkzeitungen haben in den USA einen für uns fast unvorstellbaren Umfang angenommen. Es werden hierfür sowohl in der Stahlindustrie als auch bei der Börse bis zu 10 Prozent des Gesamtumsatzes eines Unternehmens ausgegeben.



Man wirbt in den USA um das Vertrauen des Konsumenten, um als Produzent dem Kunden möglichst viel möglichst schnell zur Verfügung stellen zu können. Man kommt auf diese Weise auch am wirkungsvollsten dem amerikanischen Komfortstreben entgegen und weckt so immerzu neue Begierden. Zwei oder drei Autos sind jetzt schon oft im privaten Haushalt üblich, drei Badezimmer und zwei Fernsehschirme in einer Familie sind gar keine Seltenheit mehr. Der Amerikaner betrachtet diesen Komfort als selbstverständlich, weil er ihn sich leisten kann und mit ihm dem Nachbarn gegenüber an Prestige gewinnt. Der Vater braucht für seine lange Anfahrt zur Arbeit einen Wagen, der Sohn fährt mit dem zweiten zum Kolleg, und die Mutter benutzt den dritten, um beim Einkaufen Zeit zu sparen, da sie bei den hohen Löhnen für Dienstboten den Haushalt selbst versorgt. Der Mehraufwand dient aber nicht nur dem praktischen Zweck, sondern er steht heute schon stark im Dienste des Prestiges. Genau so wie die Karte des Kreditinstituts, die man vorzeigt, einen als gesellschaftsfähig legitimiert, muß man heute, wenn man in den USA etwas gelten will, die entsprechende Anzahl von Autos besitzen, in einer bestimmten Wohngegend zu Hause sein und einem besonderen Klub angehören.

Das Prestige spielt vor allem bei den amerikanischen Frauen eine große Rolle. Der Kampf um das Prestige, das in Amerika Geld voraussetzt, ist die wahre Triebfeder für vieles, was wir Europäer nur schwer verstehen können. Denn bei uns hat sich die gesellschaftliche Ordnung bisher nicht nach Geld, sondern nach überlieferten Leitbildern entwickelt. Amerika könnte sich eine gesteigerte Wohlstandsentwicklung auf weiteste Sicht leisten; denn es besitzt bei 7 Prozent der Weltbevölkerung mehr als die Hälfte des Reichtums dieser Erde. Aber seit dem Zusammenstoß mit der Sowjetunion und seit den Parolen Chruschtschows von dem Einholen und Überholen des amerikanischen Lebensstandards durch die Russen weiß man, daß dieser hohe Lebensstandard auch von anderen Völkern begehrt wird, die die Amerikaner um das beneiden, was sie selbst nicht besitzen — um den Wohlstand der breiten Masse.

Den Notleidenden in Afrika und Asien und den Bedürftigen in Europa, die sich vom Fortschritt der Sowjetrussen bedroht fühlen, wird

Amerika helfen, weil es seiner Tradition und sich selbst treu bleiben will. Die Tugenden, die die Amerikaner beim Aufbau im eigenen Lande entwickelt haben, die enorme gegenseitige Hilfsbereitschaft, die außergewöhnliche Menschenfreundlichkeit untereinander, die großzügige Gastlichkeit und die weite Toleranz Andersdenkenden gegenüber können der Welt einen neuen Inhalt geben, wenn die Amerikaner nicht nur die Bereitschaft zu großen Hilfswerken aufbringen, sondern die Menschen

in Afrika, Asien und Europa als wichtige Partner behandeln, wie sie es unter sich selbst in ihrem eigenen Lande tun. Wenn sie das vollbringen, wird sich die übrige Welt auch leicht mit dem hohen amerikanischen Lebensstandard versöhnen lassen. Und es wird dann auch keiner mehr, wie es in der bekannten deutschen Fabel vom Fuchs und den Trauben als Gleichnis dargestellt wird, die Trauben Amerikas als zu sauer bezeichnen, weil sie für ihn noch nicht erreichbar sind.

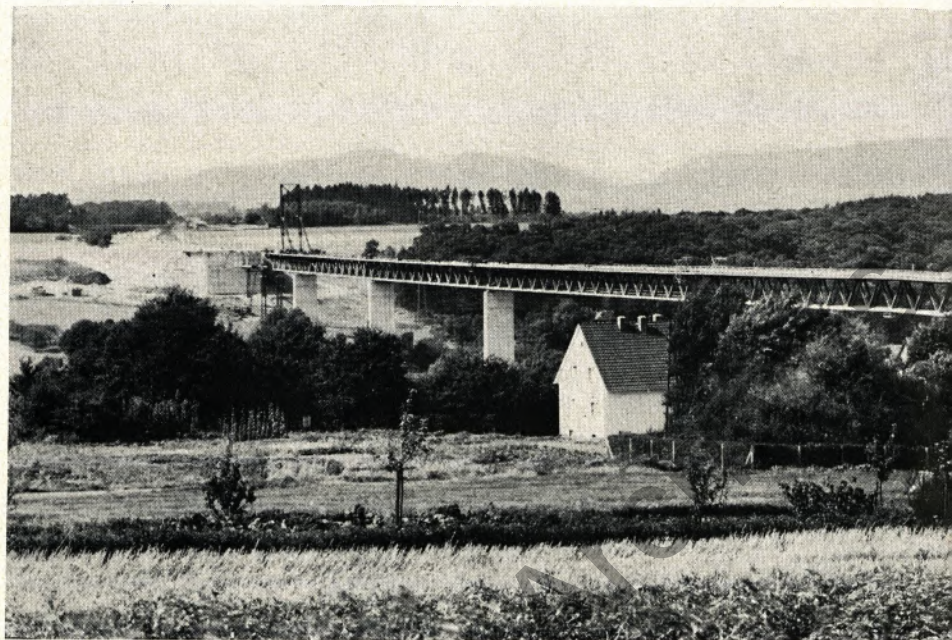
In der obersten Etage dieses 38 Stockwerke hohen Wolkenkratzers — er gilt als der schönste von Manhattan — befinden sich die Büros unserer New Yorker Phoenix-Rheinrohr Corporation



Autobahnbrücke über die Fulda in 50 m Höhe

Neuartige Konstruktion mit
Blechen von Phoenix-Rheinrohr

Das Straßennetz der Bundesrepublik wird — den Erfordernissen des Verkehrs Rechnung tragend — immer enger. Zu den Neuplanungen gehört auch eine Autobahn vom Ruhrgebiet nach Kassel. Das erste Teilstück in unmittelbarer Nähe der alten hessischen Hauptstadt steht vor der Fertigstellung. Diese neue Autostraße führt beim Ort Bergshausen über das landschaftlich schöne Tal der Fulda. In einer Höhe von 50 m über dem Fluß überspannt eine 700 m lange Brücke die Niederung. Sie ist in der jetzigen ersten Ausbaustufe nur einbahnig und dient zunächst als südliche Umgehung Kassels. Im Rahmen des endgültigen Ausbaus der Autobahn zum Ruhrgebiet wird später noch einmal das gleiche Bau-



Völlig harmonisch ist diese moderne Fachwerkkonstruktion in die Landschaft eingefügt. Hier zeigt sich wieder einmal, daß der Stahl als Bauelement eine ideale Einheit von Zweckmäßigkeit und Schönheit bildet.

werk für die zweite Fahrbahn neben der jetzt fertigen Brücke errichtet. Der 700 m lange Stahlüberbau läuft fugenlos auf gesamter Länge durch. Sechs schlanke Betonpfeiler tragen das Bauwerk, das ganz aus Phoenix-Rheinrohr-Stahl hergestellt worden ist. Die größte Stützweite der Öffnung über

der Fulda beträgt 143 m, die der übrigen Öffnungen rund 2×107 , 2×91 und 2×80 m.

Harmonisch fügt sich die Konstruktion in die Landschaft des Fuldatals ein und zeigt damit das Einfühlungsvermögen der deutschen Stahlbrückenbautechnik. Die neuesten Erkenntnisse im Groß-

Ein Blick in das Fachwerk der neuen Brücke über die Fulda. Die obliegende Stahlfahrbahn dient zugleich als Obergurt. Die lotrechten

Fachwerkträger ersetzen eine Wand aus Stahl. Dadurch konnte das Gewicht dieser Autobahnbrücke verhältnismäßig leicht gehalten werden





den kann. Die neuartige Konstruktion der Brücke über die Fulda hat in Fachkreisen bereits Aufsehen erregt

brückenbau sind in der Planung von der Firma Aug. Klönne, Dortmund, angewandt worden. Diese Bauweise hat bisher nicht ihresgleichen. Erstmals ist nämlich für den Stahlüberbau ein Fachwerksystem mit einer Stahlfahrbahn, die einen 6 cm dicken Asphaltbelag erhält, kombiniert worden. Die 12,5 m breite Stahlfahrbahn, die aus 12 mm dicken, zu einer orthotropen Platte durch dichtliegende Längs- und Querrippen ausgesteiften Stahlblechen besteht, bildet zugleich den Obergurt des Fachwerksystems. Sie hat somit eine Doppelfunktion zu erfüllen. Der nach modernsten Gesichtspunkten konstruierte Stahlüberbau ist in der Werkstatt ganz geschweißt.

Die Hohlkörperbauweise, die sich in anderer Form bereits bewährt hat, wurde hier konsequent angewandt. Die oberliegende Stahlfahrbahn und der untere Torsionsverband bilden mit den lotrechten Fachwerkträgern diesen offenen Hohlkörper, der dank seiner hohen Verdrehungssteifigkeit Fahrzeuglasten fast gleichmäßig auf die Hauptträger verteilt. Zu dieser neuartigen Konstruktion kommt als weitere Neuerung die Ausbildung der Fahrbahn längssteifen, der sog. Kelchsteifen.

Bei diesem Bauwerk wurden an die Montage höchste Anforderungen gestellt. Bei Wind und Wetter, in gefährlichen Höhen 50 m über der Talsohle, fügten die Monteure der Fa. Aug. Klönne Stück für Stück der 700 m langen Brücke in rund elf Monaten aneinander. Die Brückenmontage erfolg-



Im freien Vorbau erstet die Brücke südlich von Kassel. 50 m über dem Wasserspiegel mußten die Monteure ihre gefährliche Arbeit ausführen. Die größte Länge des vorkragenden Brückenteils betrug 75 m

te im Freivorbau. In jeder Öffnung wurde jeweils nur ein stählerner Hilfspfeiler in der Öffnungsmitte errichtet. Die größte Länge des über die Pfeiler beim Freivorbau auskragenden Brückenteils betrug 75 m. Mit Hilfe eines auf der Fahrbahn laufenden 25 m hohen Vorbaugerätes, das speziell für diesen Zweck konstruiert war, wurden die vorher zu großen Einheiten zusammengebauten Teile des Tragwerks im Gewicht bis zu rund 30 t montiert.

Die Baustellenstöße der Fachwerkuntergurte und Fachwerkdiagonalen

wurden genietet, die Längs- und Querstöße des Fahrbahndeckblechs dagegen ganz geschweißt. Hierfür wurde erstmalig ein maschinelles Schweißverfahren entwickelt, das das Schweißen der Stumpfnähte nur vom Fahrbahndeck aus gestattet, wodurch die unangenehme Herstellung von Überkopfnähten vermieden wird.

Verwendet wurde für diese Brücke im wesentlichen St 52. Das Gesamtgewicht beträgt 2600 t. Die Verkehrsübergabe wird nach Fertigstellung der Straße im kommenden Frühjahr erfolgen.



Diesmal hat der Nikolaus mir sogar einen großen Stiefel vor die Tür gestellt



Was da alles für süße Sachen drin sind? Ich kann gar nicht so schnell auspacken



Mutti guck mal! Hier ist sogar ein Schuh drin, wie ihn auch die Pferdchen tragen



Jetzt hat Vati so oft geknipst! Aber nicht, wie ich dem Weckmann den Kopf abgebissen habe, schade!

Künstlerische Erfolge von Belegschaftsmitgliedern

„Ausstellung bildende Kunst“ stand auf einem großen Plakat am Eingang der Mädchenberufsschule in Duisburg-Hamborn. Die Arbeitsgemeinschaft bildender Künstler hatte sie aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestehens vom 8. bis 22. Oktober durchgeführt. Zwei Belegschaftsmitglieder, die durch ihre Teilnahme am alljährlichen Steckenpferdswettbewerb der Werkzeitung bereits bekanntgeworden sind, stellten hier ebenfalls aus: Karl Hartings und Horst Inderbieten.

Die Ausstellung selbst reichte vom konventionellen Bild bis zur gegenstandslosen Malerei, sie zeigte Gemälde, Graphiken und Plastiken in den verschiedensten Formen und Techniken. Nicht alles fand die Zustimmung der Besucher. Vieles wurde heftig diskutiert. Alle diese Maler, Zeichner oder Bildhauer, die der Gemeinschaft angehören, sind nicht im Hauptberuf Künstler, sondern sie untermauern ihre künstlerische Tätigkeit durch einen anderen Beruf. Aber die Kunst erfordert meist den ganzen Menschen, so daß diese Zweiteilung oft genug erkennbar bleibt.

Horst Inderbieten, der bisher mit sehr farbenfreudigen (meist Öl-) Gemälden hervorgetreten ist, hat zu einer anderen Technik gefunden. Er bevorzugt Grau- und Brauntöne, ist in der Farbgebung zurückhaltender und erzielt damit frappierende Wirkungen. Seine Motive nimmt er sich aus der engeren Umgebung, so auch aus der Industrie. Ganz anders Karl Hartings. Er war mit einem Aquarell und sechs Ölbildern vertreten. Aber auch seine Gemälde in Öl haben etwas aquarellhaftes in der Farb Stimmung, in der Art die Lichter zu setzen — sie sind irgendwie luftig, mit lockerer Hand gemalt, so z. B. auch das Bild aus dem Walzwerk. Die Wucht und Schwere, die meist einem Ölgemälde anhängt, fehlt hier.

Alles in allem: eine Ausstellung, die sich sehen lassen konnte, ein Querschnitt durch ein künstlerisches Schaffen, das die Tageszeitungen des gesamten Duisburger Bereiches als „sehr beachtlich“ bezeichneten.

Schwalenberger Sänger beim Thyssenchor zu Gast

Ausverkauft war das Abschlußkonzert der Festwoche „Singende, klingende Ruhr“, als der Thyssensche Männerchor 1878 und unser Werksymphonie-Orchester am 21. Oktober in der Mülheimer Stadthalle auftraten. Außerdem wirkte noch der MGV „Mülheimer Bergwerksverein“ mit. Von dem hohen Niveau der Darbietungen konnten sich auch die Schwalenberger Sänger überzeugen, die an diesem Wochenende zu Gast beim Thyssenchor waren. Das Konzert wurde von Willy Giesen und Emil Schmidt-Pauli dirigiert. Die 1300 Zuhörer im großen Theatersaal waren von den Opernchören und Wiener Walzer begeistert und verlangten immer wieder Zugaben. Das Opernkoncert zeigte anders als viele andere Veranstaltungen der Mülheimer Festwoche, daß die Bevölkerung für wirklich gute Veranstaltungen stets großes Interesse aufbringt und sich auch als sehr dankbar erweist.

Im Anschluß an das erfolgreiche Konzert hatten die Thyssensänger ihre Gäste in das Vereinslokal „Salamander“ eingeladen. Hier begrüßte der 1. Vorsitzende des Thyssenchores, Fritz in der Wiesche, die Gäste und die Direktoren Schiewerling und Dr. Baumgardt. Er erinnerte dabei an den Aufenthalt der Thyssensänger im malerischen Schwalenberg. Der Vorsitzende des Gastvereins, Julius Müller, bedankte sich für den Empfang in Mülheim. Das Opernkoncert war für ihn und seine Sänger ein großes Erlebnis. Er überreichte dem Thyssenchor ein Ölgemälde des Ortes Schwalenberg. Anschließend gaben die Gäste eine Probe ihres Könnens. Der Thyssenchor dankte mit dem „Mailed“ seines Dirigenten Willy Giesen. Daß auch die Industriestadt Mülheim-Ruhr ihre landschaftlichen Reize hat, konnten die Schwalenberger Gäste am nächsten Tag auf ihren Spaziergängen feststellen.

So feiern sie im Baltenland Weihnachten

Als die Wintermorgen immer dunkler wurden, Kerzen und Öllämpchen durch das finstere Haus flackerten, und der alte Juckur, der Ofenheizer, wie ein Gespenst auf bloßen Füßen den endlosen Korridor entlang schlich, ungeheure Birkenscheite ab lud und die Flammen schürte, daß es durch das ganze Haus prasselte — da war Weihnachten nicht mehr fern.

Überall wurde am Abend getuschelt und geflüstert, plötzlich eine Tür verschlossen oder ein rätselhaftes, schwerverpacktes Ungetüm lautlos im Dunkeln vorübergetragen. Das ganze Haus roch nach Pfefferkuchen, nach Sirup, Marzipan und gelben Safrankringeln, Karlomchen eilte mit hochroten Backen und klapperndem Schlüsselbund zwischen Schafferei und Backzimmer hin und her, gab Mandeln, Rosinen und Korinthen aus und prüfte den Sirup, ob er in der Luft schon zähe Fäden zog und die Nagelprobe bestand.

Im Saal aber, um den großen runden Tisch, wurden kleine Tannenzapfen und Walnüsse mit Schaumpapier vergoldet, große, bunte Kugeln mit neuen Schnürchen versehen, gelbe Wachskerzen in die Baumleuchter hineingedreht, Ketten aus Goldpapier gekleistert und köstliche Rosen aus buntem Seidenpapier geschnitten und mit einem klebrigen Bonbon in der Mitte zusammengeknüpft — diese waren für den „Leutebaum“ in der Gesindestube bestimmt.

Und dann kam die Dämmerstunde, wenn man mit plattgedrückter Nase an der Fensterscheibe hockte und zum Wald hinausspähte — „ob sie schon kommen?“ Es wurde dunkler und dunkler. Schon stolperte der alte Indrik mit einer Laterne über den Hof zum Viehstall — da plötzlich tauchte ein Pferderücken aus dem Schnee auf, und etwas kam schwer über den hartgefrorenen Weg geschleift: ein ungeheurer schwarzer Baum rauschte am Fenster vorüber, und Vater und die Brüder gingen wie Gespenster hinterher. Dann wurde die große Haustür aus den Angeln gehoben — ein schneidender Wind wehte bis in den Saal hinein, es wurde an Stricken gezogen, gehämmert und mit dem Beil geschlagen, dann ein Ruck — und der Riesenbaum stand da, dunkel und eiskalt, als wäre der Wald selbst in das Haus eingebrochen.

Am anderen Morgen, wenn die breiten Zweige allmählich auftauten und sich senkten, Eis- und Schneeklumpen auf das Parkett niedertropften, und der ganze Saal nach Harz und Tannennadeln duftete, dann begann das Schmücken. Auf Stühlen und auf Leitern drang man in das Dickicht der Äste, hing die goldenen Tannenzapfen und Walnüsse auf, die dunkelroten, tiefblauen, grünen und silbernen Kugeln, die flimmernden Glöckchen und Sterne, breitete das schimmernde Christhaar aus und spannte die Goldketten von Zweig zu Zweig. Und zuletzt, wenn alles fertig war, wenn auch die unzähligen Wachskerzen rittlings auf den Ästen saßen — dann kam das Allerheiligste, die „Engelgruppe“, die Mutter selbst anlegte. Lauter glitzernde Papierengel, jedes Kind hatte seinen, und in der Mitte schwebte ein rosiger Wachsengel mit einer weißen Tanne, auf der in Goldbuchstaben die Weihnachtsbotschaft strahlte: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Und dann, nach dem Mittag, schellten draußen vor der Veranda die vielen Schlittenglocken. Dick verpackt, daß man sich kaum rühren konnte, stolperte man hinaus: Mutter und die Jüngsten in die verdeckte Kibitke, Vater und die großen Brüder in die offenen Einspannerschlitten. Die alte Karlin brachte noch schnell eine glühendheiße Wärmflasche, die in einem Meer von Fellen unter Mutters Füßen versenkt wurde, dann knallte der alte Maarz mit der Peitsche, die drei Apfelschimmel, der eine spitzgespannt, zogen an, und mit hellem Glockengeläut flogen die Schlitten knirschend über die frostglatte Bahn zur Kirche.

In der Kirche war es aber eisig, zwei dünne Weihnachtsbäume flackerten am Altar, und schnaufend und stöhnend, wie von Frost geschüttelt, tremolierte die Orgel: „O du fröhliche . . .“ So saß man frierend, trat heimlich mit den Füßen, zählte die brennenden Kerzen und sah den Dampf aus den Mündern steigen. Dann aber, wenn der letzte Vers ausgesungen war, die Orgel im Übermut noch die seltsamsten Töne ausstieß und alles hinausdrängte in die blauklare Winterdämmerung — dann gab es ein Sichbegrüßen von allen Seiten: Nachbarn, Doktoren und Pastoren — ein Winken, Peitschenknallen und Glockengeläut, bis sich alles in Bewegung setzte.

Karlomchen war aber daheim geblieben, und als der erste Schlitten vor der Veranda hielt, stand schon die dampfende Schokolade mit dem Gelbkringel auf dem Tisch. Die Saaltüren waren geschlossen. Niemand durfte in ihre Nähe, wenn sie sich

Neujahr!

*Will das Glück nach seinem Sinn
dir was Gutes schenken,
sage Dank und nimm es hin
ohne viel Bedenken.*

*Jede Gabe sei begrüßt,
doch vor allen Dingen:
Das, worum du dich bemühst,
möge dir gelingen.*

Wilhelm Busch

einen Spalt öffnete und etwas hineingetragen wurde.

Und nun begann die Wunderstunde, die Stunde im Dunkeln am brennenden Kamin unter der mattblauen Ampel. Hier saßen alle Geschwister dichtgedrängt auf dem Sofa und auf dem weichen Teppich, und indes man einander „gruselige“ Geschichten erzählte, starrten die Augen gespannt zur Saaltürritze, die immer heller und heller aufglühte. Dann klingelte es, noch einmal und ein drittes Mal — und die Flügeltüren öffneten sich weit, ein Lichtmeer tat sich auf, in das man geblendet hineintaumelte.

Mutter und Karlomchen gingen von Tisch zu Tisch und ließen sich alle Wunderdinge zeigen, Vater aber blies mit dem langen Pfeifenrohr die Kerzen aus, die zu Ende gebrannt waren und löschte, wenn ein Zweig Feuer fing. Unten aber in der weißgescheuerten Gesindestube, da brannte ein ungeheurer, von bunten Papierrosen ganz überschütteter Weihnachtsbaum.

Und dann kamen die Weihnachtstage, Besuch von den Nachbarn, von den Altmarusenschen, den Hummelseeschen, Pastorat und Doktorat. Das Schellengeläute vor der Veranda hörte gar nicht auf. Und der lahme Theodor vom Pastorat mußte „Blinde Kuh“ spielen, bis er stolpernd unter dem Weihnachtsbaum hinfiel, und die vielen bleichsüchtigen Damen vom Doktorat teilten Pfänder aus, tranken heißen Punsch und aßen Konfekt, bis sie leise stöhnend in ihren altmodischen Pelzkappen wieder abfuhr. *Siegfried von Vegesack*

Beim Silvesterpunsch denke ich an Saskia

Schenkt noch einmal das Glas voll, der Punsch ist gut. Auf euer Wohl! Ihr habt mich gefragt, welcher Silvestertag in meinem Leben der schönste gewesen ist. Der schönste? Hm . . . aber da fällt mir gerade ein sehr eigenartiger Silvestertag ein . . . Als Student war ich einmal ein Wintersemester lang in Holland. Kennt ihr Leiden? Eine alte Universitätsstadt, klein, aber gediegen. Ich war Silvester bei meinem Kommilitonen Jacob eingeladen. Eine ganze Gesellschaft junger Leute war versammelt, und die Mutter meines Freundes Jacob brachte heißen Punsch, so wie heute.

Die Hauptsache war für mich freilich nicht der Punsch. Mir war am wichtigsten, daß Saskia neben mir saß. Als ich zum erstenmal ihren Namen gehört hatte, dachte ich gleich an Rembrandts Frau, aber meine Nachbarin sah ganz anders aus. Nicht so hausmütterlich — sie hatte ein schmales Gesicht mit großen erstaunten Augen und glattes helles Haar. Sie trug es sehr kurz. Ich war ihr schon ein paarmal in den Vorlesungen begegnet, sie war eine Kusine meines Freundes Jacob. Ihre Eltern lebten auf Sumatra, sie hatten dort eine große Farm, und Saskia war zu einem längeren Europabesuch bei den Verwandten. Als Mitternacht herankam, wurde beschlossen, die Schlittschuhe anzuschlappen und draußen auf den Kanälen die Feuerwerkskörper zum Jahreswechsel abbrennen zu lassen.

Ich machte einen Anlauf! „Laß dich

nicht aufhalten“, rief Saskia. „Wieso“, antwortete ich, „es geht ganz gut.“ Ich lief einen Bogen, nahm sie bei der Hand, und wir versuchten voranzukommen, um die anderen dort an der Kanalkreuzung, wo die Feuerwerkskörper explodieren sollten, rechtzeitig einzuholen. Da fing aber schon die Kirchenglocke an zu läuten, langsam und schwer schlug sie. Eins, zwei, drei . . . Wir hasteten vorwärts, aber gerade, als der zwölfte Schlag verklungen war und die Raketen plötzlich zischend dort vor uns in die Höhe schossen, da stolperten wir! Ehe wir uns versahen, saßen wir beide auf dem Eis! Von der Gewalt des Sturzes waren wir einander in die Arme geworfen worden. Wir hielten uns umschlungen, hilflos.

Während ein paar hundert Schritte von uns entfernt die Knallfrösche explodierten und die Leute laut durcheinander schrien, saßen wir beide zwischen fest gefrorenem Schilf im Schatten des Ufers und ließen uns nicht los. Zuerst blickte mich Saskia ein wenig zaghaft an, aber dann, als sie merkte, daß ich nicht daran dachte, sie freizugeben, lachte sie lustig. Ich brauchte nicht erst von ihrer Fröhlichkeit angesteckt zu werden. Ich hatte nie gedacht, daß die blonde Saskia so zärtlich sein konnte. Wir kamen erst wieder zu uns, als die letzte Rakete verschossen war und die johlenden Freunde sich näherten. Da schnallten wir die Schlittschuhe ab und gingen am Uferhang ins Haus zurück . . .

Bitte, noch ein Glas Punsch! — Auch damals tranken wir im warmen Zimmer ein Glas nach dem anderen.

Mein Freund Jacob sah wohl, wie es um mich und Saskia stand — aber, obwohl er für seine Kusine auch eine Schwäche hatte, ließ er sich nichts anmerken, und als nach den Feiertagen das Semester in Leiden wieder begann, brachte er fast täglich Saskia mit in die Vorlesungen. Er nannte Saskia und mich die Unzertrennlchen. Und das waren wir auch — wenigstens bis zum Frühjahr. Als die Tulpen in Holland blühten — begleitete ich Saskia nach Rotterdam zu ihrem Schiff, das sie nach Sumatra zurückbringen sollte. Zwei Arme voll Tulpen — es waren flammende Tulpen — trug ich ihr aufs Schiff. Aber das half alles nichts. So schnell wie damals ist noch kein Schiff aus dem Hafen hinausgefahren. — Na, worauf wartet ihr, schenkt doch ein! Man bekommt Durst, wenn man eine Geschichte erzählt.

Aber damit sie nicht zu traurig ausgeht . . . schaut her, was ich da habe! Einen Brief, mit exotischen Marken, Flugpost, das geht schnell heutzutage. Aber nicht daß ihr denkt, Saskia würde kommen — Unsinn! Dummes Zeug! Aber mir genügt es, daß sie mir geschrieben hat. Und um es genau zu sagen: mir genügt es, daß Saskia noch lebt, irgendwo in der Welt. Schenkt ein, ich brauche ein volles Glas, mit einem halben Glas kann man nicht auf Saskia trinken. Ein gutes neues Jahr, Saskia!

Hermann Gerstner

Weihnachts-Silbenrätsel

a — ba — bar — ber — beu — bre — cher —
— cier — con — de — die — e — e —
ein — ein — er — fe — frei — haf —
hard — hel — hen — her — ho — im —
— keit — kom — land — le — lern —
li — lu — man — men — mi — na — ni —
— nor — on — ouver — pe — pres —
re — ren — ri — ro — si — steu — ta —
— te — ter — tig — trom — tü — um —
um — wahr — zol — Aus diesen Silben sind
16 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben einen Wunsch zu den bevorstehenden Festtagen bilden:

1. Seeräuber, 2. Sagenheld, 3. musikalische Eröffnung, 4. Sammlung getrockneter Pflanzen, 5. Dieb, 6. Ehrlichkeit, 7. männl. Vorname, 8. Eindruck, 9. alte Hiebwaaffe, 10. franz. Landschaft, 11. chem. Grundstoff, 12. Ansager, 13. Fürstengeschlecht, 14. Musikinstrument, 15. Steuerart, 16. weibl. Vorname.

Ein Buchstabe mehr

Reis — Eile — Wald — Rost — Lora —
Tat — Ente — Inn — Ran — Elle — Alm —
Ger — Eid. Durch Zugabe eines Anfangsbuchstabens entstehen neue Wörter. Die neuen Anfangsbuchstaben nennen im Zusammenhang gelesen ein beliebtes Weihnachtsgebäck.

Wort im Wort

Bahnsteig — Bedingung — Revolte — Gesellschaft — Chenille — Statthalter. In jedem Wort ist ein kleineres Wort versteckt. Die Anfangsbuchstaben der kleineren Wörter nennen im Zusammenhang gelesen eine vorweihnachtliche Zeit.

Zwischenworträtsel

Zu den Wörtern: 1. Prozeß-Deckel, 2. Ahnen-Silber, 3. Kakao-Service, 4. Wald-Hügel, 5. Fußball-Uhr ist ein Zwischenwort zu bilden, das mit dem ersten und zweiten Wort je ein neues ergibt. Aus den Anfangsbuchstaben der Zwischenwörter ist ein Riese aus der griechischen Sage zu bilden.

Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 61

Waagerecht: 1. Oculi, 2. Malmedy, 9. Gide, 11. Laon, 13. Politur, 16. Eris, 18. Ara, 19. Ader, 20. Los, 21. Ananas, 23. Gera, 24. Otaru, 27. Ru, 28. As, 29. Kreta, 33. Trab, 35. Europa, 38. Var, 40. Oder, 41. Isa, 42. Oere, 43. Trester, 46. Rias, 47. Erle, 48. Ramadan, 49. Gambe.

Senkrecht: 1. Orgel, 2. Lips, 3. Ido, 5. Altan, 6. lau, 7. Morast, 8. Yttrium, 10. Elan, 12. Grog, 14. Irak, 15. Peer, 17. Isere, 21. Aarau, 22. Aosta, 25. Agave, 26. Oktober, 30. Rudi, 31. Tertia, 32. Ross, 34. Bars, 36. Riesa, 37. Pate, 39. Regie, 42. Orla, 44. Rad, 45. Erg.

Geheime Wünsche - Weihnachten erfüllen

Durch die Straßen der Städte hasten mit Paketen beladene Menschen. Kaufen und Geben wird großgeschrieben. Weihnachten — das Lichterfest in den dunkelsten Tagen des Jahres — schlägt unwiderstehlich auch die Nüchternsten in seinen Bann. Arm und bedauernswert ist jeder, der niemanden etwas schenken will oder kann. Zum Leben gehört auch echtes, ehrlich gemeintes Geben in vielerlei Hinsicht, zu jeder Stunde, in Worten und in Taten.

Bleiben wir heute, weil es weihnachtet, beim weihnachtlichen Schenken. Beim Schenken zeigt oft der Mensch sein wahres Gesicht, sein Temperament und seine Veranlagung. Sprechen wir nicht von jenen, die nur nach Preis schenken, hübsch gestaffelt je nach Wert und Wichtigkeit des zu Beschenkenden, weil „man“ eben etwas schenken muß, weil die Konvention es so verlangt. Nur kurz erwähnt seien auch jene, die mit ihrem Geschenk angeben und protzen wollen und jene, die schenken, weil sie sich, möglichst in gleicher Preislage, glauben, revanchieren zu müssen. Zu bedauern sind die Schenker ohne Phantasie, denen es an Einfühlungsvermögen mangelt. Sie berauben sich selbst mancher Freude. Zu dieser Gruppe, in der viele gewiß guten Willens sind, gehören auch Menschen, die kurzerhand Geld schenken, weil das doch am einfachsten und praktischsten sei. Glücklicherweise

Was Frauen angeht und Männer lesen sollten

sind alle jene, die aus Freude am Schenken schenken; Kinder gehören übrigens meist dazu.

Viele dieser Menschen spüren schon wochenlang vor dem Fest den geheimen Wünschen ihrer Mitmenschen nach. Sie berücksichtigen ihren Geschmack, ihre Lebensart und ihre Eigenheiten, ihre Umgebung und ihre Einrichtung. Sie wählen frühzeitig aus, nicht auf den letzten Drücker in Hast und Hetze. Sie wägen und prüfen. Und sie können es kaum abwarten, ihr Geschenk an den Mann bzw. an die Frau zu bringen. Sie schenken nur so, um Freude zu machen, häufig auch ohne besonderen

Anlaß. Kein noch so schönes Geschenk, das sie selber erhalten, freut sie so wie jenes, das sie einem anderen machen können.

Markt- und Meinungsforscher haben umfangreiche Studien über den Wandel der Verbrauchergewohnheiten auf dem Weihnachtsmarkt ausgearbeitet. Sie haben festgestellt, daß der Trend zur hochwertigeren und teureren Ware, zu einem gewissen Luxus, gewachsen ist. Im Weihnachtsgeschäft 1960 konnte der Handel z. B. für Uhren und Schmuck teilweise Umsatzsteigerungen von 20 bis 30 Prozent gegenüber 1959 verbuchen. Gestiegen sind die Ansprüche an besondere Geschenkpakungen und aufwendige, lockende Aufmachung. Eine regelrechte Protzwelle entwickelte sich beim Kauf von Spielzeug für unsere Kinder.

Die Markt- und Meinungsforscher haben ferner festgestellt, daß seit 1958 praktische und zweckmäßige Geschenke immer mehr gefragt sind. Gekauft werden gern: Porzellane und Glaswaren, Teppiche, Rundfunk- und Fernsehapparate, Plattenspieler, elektrische Trockenrasierer, Photoapparate, Toaster, Elektrogeräte und Kleidung.

In den letzten zehn Jahren präsentierte sich unser Gabentisch unter dem Weihnachtsbaum von Jahr zu Jahr reicher bestückt. Aller Voraussicht nach wird es auch in diesem Jahr so werden. Wir dürfen zu Recht froh darüber sein, denn alles ist ehrlich und hart verdient. Die Gebefreudigkeit zum Weihnachtsfest zeigt eindeutig, daß der oft geschmähte deutsche Roboter, der angeblich nur Arbeit und Geldverdienen kennt, nicht verlernt hat, anderen Freude zu machen. Die Bereitschaft zum Schenken, zum Freudebereiten lebt heute auch in den kühnsten, modernen Menschen wie eh und je. In 1960 z. B. sind nach vorsichtigen Schätz-



Ein Schnappschuß, den viele Väter und Mütter am Heiligen Abend nicht auslassen: Den Augenblick der Gabenverteilung unter dem Christbaum

zungen allein 10 Mrd. DM von dem um 11 Mrd. DM erheblich gestiegenen Kaufkraftzuwachs bei den Verbrauchern in Weihnachtsgeschenken angelegt worden. Nach den letztjährigen Erfahrungen ist fast durchweg die ge-

Das Postamt Christkindl beim oberösterreichischen Alpenvorland hat alljährlich im Dezember Hochbetrieb. 1949 erhielt die Postmeisterin in dem kleinen Dorf nur ein paar hundert Kinderbriefe mit einem Wunschezettel an das Christkind. Dann stieg diese Zahl von Jahr zu Jahr auf schließlich über eine Million in 1959! Rund ein Drittel dieser Briefe kommen aus dem Ausland. Die österreichische Postverwaltung zeigt sich sehr kinderlieb. Sie kann zwar die vielen Wünsche nicht erfüllen. Doch sie schickt eine Antwortkarte mit einer schönen Briefmarke und einem Sonderstempel, auf der zu lesen ist: „Liebes Kind! Deinen Weihnachtswunsch haben wir gleich dem Christkind weitergegeben, denn es will selbst entscheiden, ob Du brav warst, daß es Deinen Wunsch erfüllen kann. Dein Postamt Christkindl“. Wie schön, daß es auch heute in unserer angeblich so aufgeklärten Zeit Kinder mit Kinderglauben gibt, die in echter Kindlichkeit dem Christkind schreiben.

samte Summe der zur Ausschüttung gelangten Gratifikationen im Weihnachtsmonat dem Handel zugeflossen.

Alljährlich packt uns das Weihnachtsfieber. Dann wird auch der magerste Geldbeutel mehrfach inspiziert und umgestülpt. Der wahre Gehalt eines Geschenkes aber liegt nicht in seinem materiellen Wert, sondern im Geist, in dem es ausgewählt und gegeben wird.

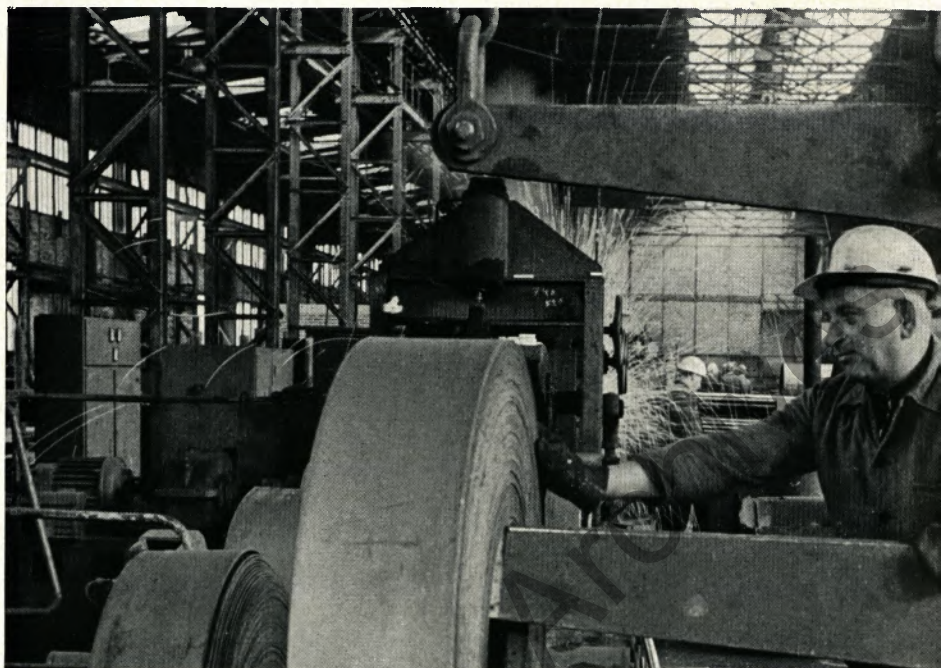
Barbara Reichert, Düsseldorf

Hohe Qualitätsgüte durch induktive Schweißung

Aus der ehemaligen Versuchsanlage wurde ein ausgelasteter Produktionsbetrieb

In der neunten Folge unserer Betriebsreportagen haben wir über die Herstellung von längsnahtgeschweißten Rohren nach dem modernen Fretz-Moon-Verfahren gesprochen. Unser heutiger Bericht führt uns in die Induktionsschweißanlage, deren umfangreiches Programm als eine Erweiterung zu dem der Fretz-Moon-Anlagen anzusehen ist. Es umfaßt die Fertigung von Gewinderohren für Gas-, Wasser- und Dampfleitungen von 2 1/2 bis 6 5/8 Zoll, außerdem Rohre, die zu Stahlmuffenrohren verarbeitet werden und Kabelschutzrohre für Telefonleitungen

Horst Hilzenbecher bedient die Spezialtrennvorrichtung, die das endlose Rohr trennt



An dieser Stelle in der Induktionsschweißanlage beginnt der eigentliche Produktionsablauf der Rohrfertigung. Die aufgehaspelten Stahlbänder werden hier von Wilhelm Dormann mit Hilfe eines Kranes

der Bundespost. Seit etwa einem Jahr werden in größerem Umfange auch Rohre hergestellt, deren Toleranzen besonders eng sind. Sie dienen als Stützrohre für Förderbänder und als Transportrohre für Rollgänge.

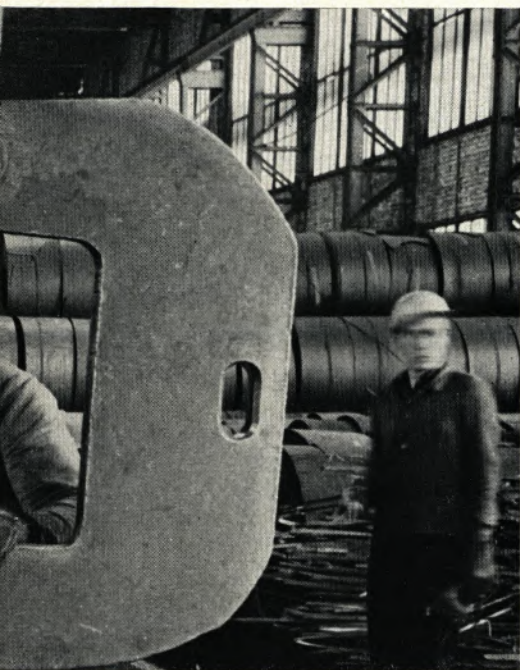
Im Gegensatz zum Fretz-Moon-Verfahren, bei welchem das Band als Ganzes im Ofen hocherhitzt und dann in einem zweigerüstigen Form- und Schweißwalzwerk zum Schlitzrohr geformt wird, erfolgt in der I-Anlage die Formung des Bandes zum Schlitzrohr in mehreren horizontalen und vertikalen Walzgerüsten in kaltem Zustand. Die miteinander zu verschweißenden Kanten werden durch induktive Erwärmung auf Schweißtemperatur gebracht und durch die Schweißdruckrollen zusammengepreßt und verschweißt. Durch den Schweißdruck bildet sich ein innerer und äußerer Schweißgrat, der außen durch Stähle und innen durch ein besonderes Entgratungswerkzeug abgehobelt wird. In der Kühlstrecke wird das Rohr gekühlt und in dem Maß- und Richtwalzwerk auf genaue Abmessung gewalzt und gerade gerichtet. Das Trennen des endlosen Stranges in kurze Längen erfolgt durch eine Spezial-Trennvorrichtung.

Nach dem 1. Weltkrieg, noch zur Zeit der alliierten Besetzung, wurde erstmalig ein Induktions-Tiegel-Schmelzofen mit einer Frequenz von 10 000 Hz in Deutschland betrieben. Das damalige Vorstandsmitglied unserer Röhrenwerke in Düsseldorf, Dir. Heinrich Esser, studierte bereits Ende der 20er Jahre mit seinen Mitarbeitern die Ent-

wicklung der induktiven Erwärmung für das kontinuierliche Glühen von nahtlosen Rohren. Vor dem 2. Weltkrieg griff Dir. Esser die induktive Erwärmung für das Schmieden von Rohren auf. Zur gleichen Zeit erwog im Mülheimer Werk Dr. Winterhoff als erster die Möglichkeit, die Induktionserwärmung zum Längsnahtschweißen von Rohren zu nutzen. Durch Versuche sollte festgestellt werden, ob das induktive Schweißen von Rohren für uns technisch und kaufmännisch erfolgreich eingesetzt werden konnte. Die damalige Pionierleistung auf diesem Gebiet ging Ende des Krieges verloren. Wenig später arbeiteten in Frank-

Immer lächelnd und stets gut aufgelegt ist der Rohrabstecher Fritz Nürnberger. Er bedient eine Rohrendenabstechmaschine in der I-Anlage. Bild rechts daneben: Von seinem erhöhten Arbeitsplatz aus beobachtet Schweißer Willi Bovenkerk den Lauf des Rohres und steuert die Schweißstrecke. Hier wird auch der äußere und innere Schweißgrat entfernt. Bild unten rechts: Aus der laufenden Produktion werden regelmäßig Proben entnommen und auf ihre Qualitätsgüte geprüft. Meister Schuld und Vorarbeiter Hamisch betrachten kritisch das Ergebnis einer soeben vorgenommenen Quersaltprobe. Beide sind zufrieden

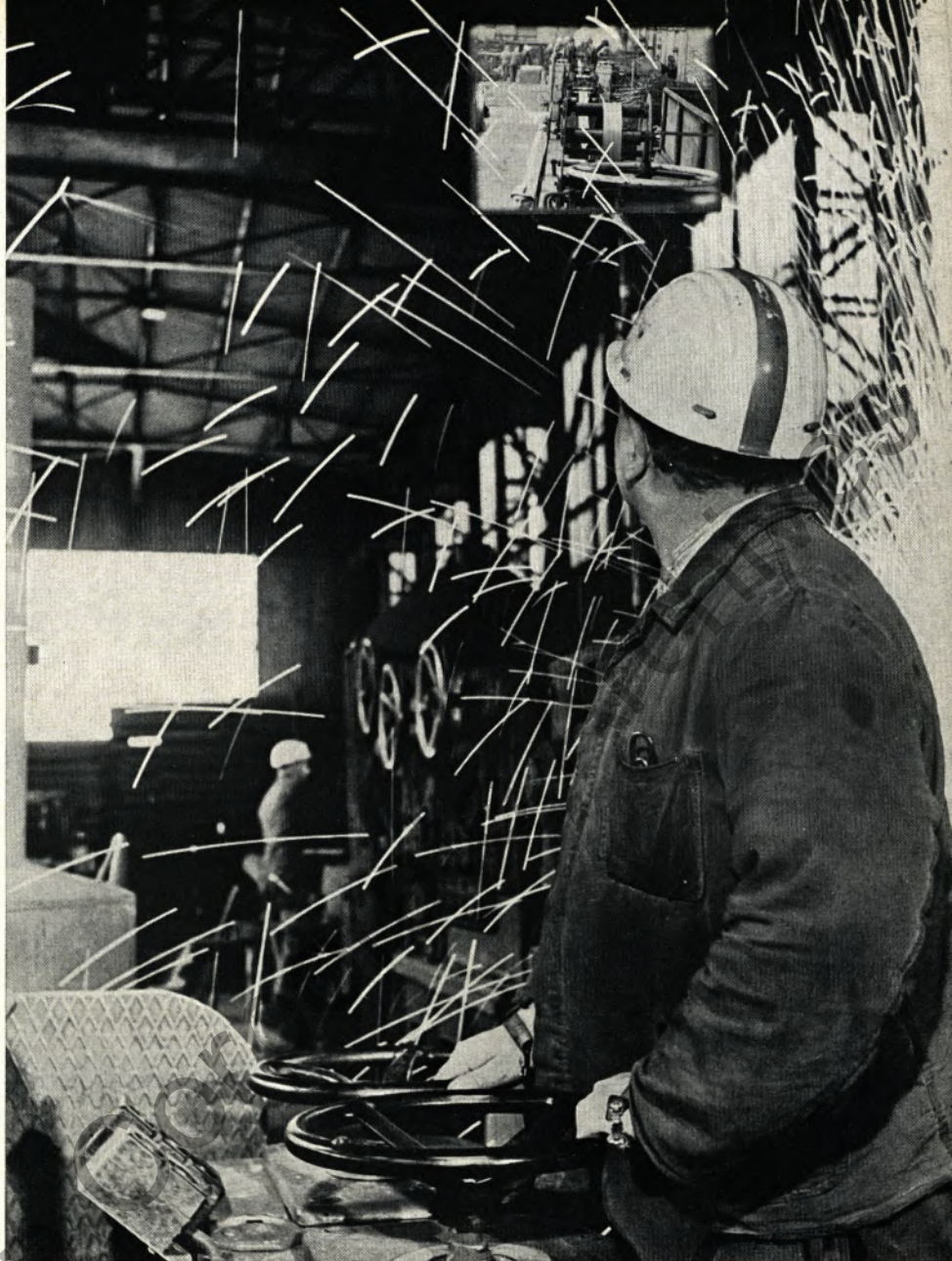




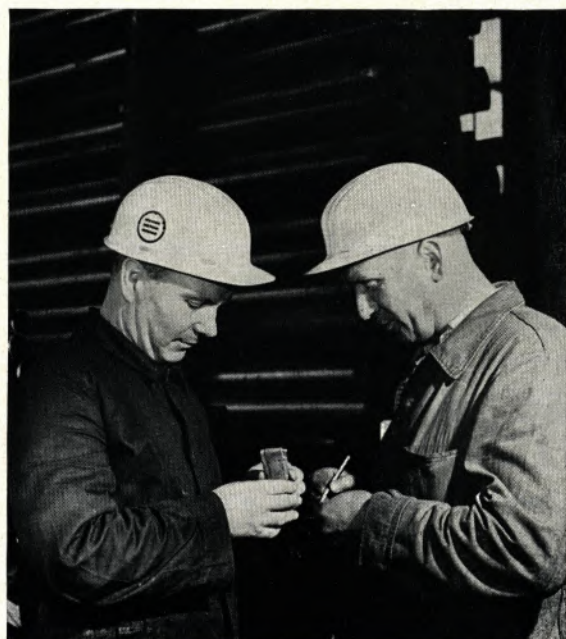
in den Abrollkasten eingesetzt. Anschließend werden die Bandenden von der Schweißmaschine verschweißt

reich zwei Schweißanlagen nach dem Induktionsverfahren und produzierten erfolgreich Stahlrohre. Dir. Dr. Simoneit ließ in Ergänzung zu der Fretz-Moon-Anlage III die Induktionsanlage für Rohre von $2\frac{1}{2}$ bis $6\frac{5}{8}$ Zoll im Werk Thyssen errichten. Es war in Deutschland die erste Anlage in dieser Art; sie wurde 1952 in Betrieb genommen. Im Laufe der Zeit konnten an der Anlage noch technische Verbesserungen vorgenommen werden, die die Güte der gefertigten Rohre steigerten. Heute werden im einschichtigen Walzbetrieb monatlich rund 2500 t Rohre auf der I-Anlage für Phoenix-Rheinrohr-Kunden geschweißt.

— t —



Während Endenschweißer Albert Tietze die Bänder miteinander verschweißt, beobachtet er im Spiegel über seinem Arbeitsplatz die senkrechte Schlingenführung des Bandes in der I-Anlage



Eine eiserne und zwei diamantene Hochzeiten wurden gefeiert



Die Eheleute Schäfer aus Mülheim



Das eiserne Hochzeitspaar Betz



Prok. Bonin beglückwünscht Jos. Fahl und Frau aus Meiderich

Seltene und darum besonders schöne Feste sind die der eisernen und diamantenen Hochzeit, zumal wenn die greisen Partner, die ein Leben lang miteinander verbrachten, diesen Tag in relativ guter Gesundheit und Frische erleben.

Eiserne Hochzeit feierten die Eheleute Betz aus Mülheim. Peter Betz arbeitete 52 Jahre im Werk Thyssen, zuletzt war er Vorarbeiter in der Flanschenrohrabteilung. Das Fest der diamantenen Hochzeit begingen die Eheleute Schäfer aus

Mülheim und die Eheleute Fahl aus Meiderich. Joseph Fahl arbeitete bei uns im Walzwerk. 1931 wurde er pensioniert. Otto Schäfer begann bei Thyssen als Schlosser, wurde dann Vorarbeiter und später Meister. Die letzten beiden

Jahre arbeitete er im Betriebsbüro. Unsere Pensionäre erinnern sich noch gut an August und Josef Thyssen. An ihren Hochzeitstagen übermittelten im Auftrage des Vorstandes die zuständigen Sozialabteilungsleiter Glückwünsche.

40 Jahre im Dienst

WERK THYSSEN

J. Plenk, Rohrwerk	1. 2.
Th. Nierhaus, Wärmestelle	9. 2.
O. Trutenat, Blechwerk	16. 2.
G. Schumacher, Werkschutz	17. 2.
J. Balter, Elektrobetrieb	24. 2.

WERK POENSGEN

B. Hergenbahn, Elektrobetr.	20. 2.
-----------------------------	--------

WERK IMMIGRATH

W. Laaser, Elektrobetrieb	22. 2.
---------------------------	--------

WERK RUHRORT

L. Schmitz, Walzdreherei	1. 2.
H. Herold, Elek. Hauptwkst.	4. 2.
H. Krämer, Elek. Hauptwkst.	5. 2.
H. Laufkötter, Werkschutz	5. 2.
P. Adolphy, Waschraumbetr.	5. 2.
W. Kraus, Masch.-Betr. Hochofen	15. 2.
R. Krebs, Martinwerk	21. 2.
K. Kessel, Walzdreherei	23. 2.

25 Jahre im Dienst

WERK THYSSEN

B. Kruss, Rohrwerk Verladg.	2. 2.
J. Kaczmarek, Bauabteilung	6. 2.
O. Schneider, Blechwerk	8. 2.
P. Bildhäuser, Bandisen-walzwerk	10. 2.
W. Büschgens, Postabfertig.	12. 2.
A. Krämer, Werkschutz	12. 2.
W. Fischdick, Schweißwerk	22. 2.
H. Möller, Bauabteilung	26. 2.

WERK IMMIGRATH

P. Schlebusch, Fittingswerk	5. 2.
-----------------------------	-------

WERK HILDEN

K. Görsch, Zieherei	5. 2.
---------------------	-------

VRB DORTMUND

F. Mönning, Montage	11. 2.
H. Herzig, Montage	13. 2.
K. Liberka, Montage	24. 2.

WERK RUHRORT

F. van Elten, Masch.-Betr. Hochofen	11. 2.
W. Piepers, Martinwerk I	15. 2.
H. Tönnies, Lochkartenabt.	18. 2.
H. Röske, Personal- und Lohnabt.	25. 2.

Goldene Hochzeit

A. Brieskorn, Mülheim-Ruhr	13. 1.
A. Kunkel, Mülheim-Ruhr	20. 1.
L. Janaschek, Dbg.-Meiderich	20. 1.
A. Soltysiak, Düsseldorf	22. 1.
F. Möhlmann, Dbg.-Laar	23. 1.
K. Toszkowski, Dbg.-Meid.	23. 1.
J. Wirkus, Df.-Wersten	27. 1.

90 Jahre

Frau Wwe. A. Krempfer, Duisburg	7. 1.
---------------------------------	-------

85 Jahre

V. Kaprikowski, Mülh.-Ruhr	4. 1.
F. Busch, Höxter	21. 1.
L. Mauczick, Dbg.-Ruhrort	28. 1.

80 Jahre

W. Schumacher, Dbg.-Beeckerwerth	3. 1.
D. Pelenus, Dbg.-Beeck	5. 1.
H. Schwarz, Dbg.-Meiderich	5. 1.
M. Scheuer, Dbg.-Wanheimerort	14. 1.
M. Fischer, Düsseldorf	17. 1.
H. Nattermann, Düsseldorf	31. 1.
P. Günkler, Dinslaken	31. 1.

Ehrlicher Finder lehnt Belohnung ab

Am 14. November fand unser Mülheimer Belegschaftsmitglied Wilhelm Küppers die volle Lohnrute eines anderen Werksangehörigen, die dieser auf dem Wege von der Zahlstelle zum Arbeitsplatz verloren hatte. Der ehrliche Finder lehnte jede Belohnung ab.

Neuer Präsident bei der Mülheimer Röhrengarde

Die Karnevalsgesellschaft Mülheimer Röhrengarde „Silberblau“ hielt am 19. November eine außerordentliche Mitgliederversammlung ab. Nach Begrüßung durch Geschäftsführer Artur Buss stellte der erste Vorsitzende Heinrich Loh im Namen aller Mitglieder den Antrag, den für die Session 1961/62 bestellten Präsidenten Franz Rikken von seinem Amt zu entbinden und als Nachfolger Günter Clausen zu wählen. Der Antrag wurde einstimmig von den anwesenden Mitgliedern angenommen. Damit wird Günter Clausen in der kommenden Session das närrische Zeppter der Röhrengarde schwingen. Das neue Festheft, das bei der Versammlung den Mitgliedern vorgelegt wurde, fand großen Beifall. Die Röhrengarde wird in der

kommenden närrischen Zeit vier Großveranstaltungen durchführen: Zwei Prunksitzungen, einen Kostümball sowie eine Sitzung für den Bund der Körperbehinderten. An allen Veranstaltungen werden namhafte Karnevalisten aus dem Rheinland mitwirken. Zu dem stark bebilderten Programmheft schrieb außer dem Mülheimer Oberbürgermeister Thöne der Protektor und Ehrenszenar der Mülheimer Röhrengarde, Vorstandsmitglied Schiewerling, das Vorwort. Der neue Polizeichef, Polizeidirektor Pfalzgraf, schrieb den Karnevalsgesellschaften, daß die Mülheimer Polizei — wie immer — verständnisvoll in der Narrenzzeit ihren Dienst versehen werde. Alle wünschten der Röhrengarde in der Session viel Erfolg.

Im letzten Monat verschieden unsere Mitarbeiter

WERK THYSSEN

Wilh. Wirges, Gewerbl. Ausbildungswesen
Anton Sieg, Qualitätsstelle

WERK RUHRORT

Franz Smolinski, Werkschutz
Jakob Stecker, Sinteranlage

WERK HUTTENBETRIEB

Friedrich Boshusen, Sinterei
Franz Jankoniak, Hochofen

LINDENER EISEN- UND STAHLWERKE GMBH

Wolfgang Volmer, Putzerei

Wir bewahren ihnen ein ehrendes Andenken!

90jähriges Bestehen des MGV »Frohsinn« Ruhrort

Neunzig „singende Jahre“ hat der MGV „Frohsinn“ des Werkes Ruhrort hinter sich. Kein Wunder, daß dieser Geburtstag besonders gefeiert wurde. In einem Chor- und Orchesterkonzert, das gemeinsam mit dem MGV „Sangeslust“ vom Werk Hüttenbetrieb und dem Symphonie-Orchester des Werkes Thyssen am 28. Oktober im Meidericher Gemeindehaus durchgeführt wurde, zeigten die Sänger beachtliche Leistungen, die von der Presse gewürdigt wurden. Das Konzert zur Feier des Geburtstages gestaltete sich zu einem festlichen Programm, das klassische und moderne Komponisten verzeichnete. Während meist die beiden Chöre gemeinsam auftreten, sangen sie diesmal auch einzeln und verschafften damit den dankbaren Zuhörern einen neuen Genuß. Sowohl die A-cappella-Sätze und -Lieder als auch die vom Orchester begleiteten Stücke unter der Leitung von Heinz Becker wurden bewegt und dynamisch vorgetragen. Das mit variantenreicher Klangfarbe musizierende Symphonie-Orchester unter Emil Schmidt-Pauly verlieh dem Konzert eine besondere Note.

Zwei Tage später feierte der Verein seinen Geburtstag im Kreis der Ehefrauen und Förderer. Es „regnete“ Glückwünsche und alle Redner hoben die Treue zum Gesang hervor. Hüttendirektor Schiewerling, der Protektor des Vereins, dankte neben den Sängern vor allem deren Ehefrauen, weil sie ihre Männer bei einem so wertvollen Stecknagel unterstützen. Sängerkreisvorsitzender Gerd Stalberg verlieh verdienten Mitgliedern Ehrennadeln und Sangeslust-Vorsitzender Wilhelm Bröker schenkte für seinen Verein ein Chorwerk. Als Vorsitzender der Chor- und Orchestergemeinschaft von Phoenix-Rheinrohr gratulierte Fritz in der Wiesche. Die Dankesworte galten gleichzeitig dem Dirigenten Heinz Becker und der Unternehmensleitung. Daher wurde Hüttendirektor Dr. Brandi mit der goldenen Ehrennadel der Chor- und Orchestergemeinschaft ausgezeichnet. Die Silbernadel des Vereins erhielten Dir. Steinmetz und Meister a. D. Genzheimer, die Ehrennadel Direktor Becker, Prokurist Többen,

Der Vorsitzende unserer Chor- und Orchestergemeinschaft, Fritz in der Wiesche (links), heftet Dr. Brandi die goldene Ehrennadel an



Die zwölfjährige Karin Klimek heftet eine von den Damen des Vereins gestiftete Fahنشleife an die Fahne. Links Vorsitz. Hüs

Prokurist Schulte-Berge und Abteilungs-Leiter Joh. Wintjes. Die goldene Ehrennadel des Vereins und des Deutschen Sängerbundes für 50jährige Sangestätigkeit wurde an Theo Wichmann verliehen. Die DSB-Nadel erhielten außerdem August Laschkowski (50 Jahre) und Oskar Spitzbart (40 Jahre). Vereinsvorsitzender Willy Hüs und Ehrenvorsitzender Joseph Schmidt wurden wegen ihrer Verdienste um den Verein mit der goldenen Vereinsehrennadel ausgezeichnet.

Zwar war es zum Singen in der Gaststätte etwas eng, aber dennoch schmetterten die Sänger unter Chorleiter Heinz Becker an diesem Abend manches Lied



Werksfeuerwehr wacht

Sie steht für alle Fälle alarmbere

Der 24. Dezember ist in diesem Jahr ein Sonntag. Die großen Städte werden am Abend wie ausgestorben sein. Hinter den Fensterscheiben aber herrscht Leben; da wetten strahlende Kinderaugen mit dem Lichterglanz. Nur wenige werden dann daran denken, daß nicht alle das Glück haben, jetzt zu Hause zu sein. Eine Reihe von ihnen hat auch am Heiligen Abend und an den Weihnachtstagen Dienst, zu ihnen gehören auch die Angehörigen unserer Feuerwehr.

An Feiertagen, wenn fast niemand im Werk ist, besteht erhöhte Gefahr. Versteckte Glutnester können erst viel später als sonst bemerkt werden, vielfach sogar erst dann, wenn bereits die hohen Flammen aus dem brennenden Objekt herausschlagen. Wäre der Brandherd rechtzeitig entdeckt worden, hätte man ihn mit geringen Mitteln bekämpfen können.

Die Wehrleute werden auch in diesem Jahr während der Feiertage dreischichtig im Werk sein. Gewiß, sie werden sich zusammensetzen unter einem kleinen Weihnachtsbaum. In Mülheim wird vielleicht der Feuerwehrmann Helmut Fiege von der Bescherung seiner drei Kinder erzählen — und von den traurigen Augen, die sie machten, als sie erfuhren, daß der Vati wenig später zum Dienst mußte. Andere Kollegen verlegten die Bescherung auf den ersten Feiertag. Wenn sie dann morgens nach Hause kommen, stehen die Kinder schon mit erwartungsfrohen Augen und denken an die Gabenverteilung.

Der Krankenwagen unserer Werksfeuerwehr wird am 24. Dezember wie-



Nikolaus und Knecht Ruprecht steigen in Rubrort die Feuerwehrleiter hinunter, freudig begrüßt von Brandmeister Packeiser und den Wehrleuten Schül, Sternowski und Hartmann. — So wird es Weihnachten bei der Werksfeuerwehr Poensgen (unten links) sein. Am Radio sitzen die Düsseldorfer Feuerwehrmänner Köster, Kather, Ehrhrt, Koczinki und Popenfuß. — „Wohin mit all den Päckchen?“ beraten auf dem Bild unten Mitte die Mülheimer Feuerwehrangehörigen Thies, Fiege, Clemens und van Drünen. — Daneben: Von der Werksgärtnerei stammt das Bäumchen für die Mülheimer Wache. Links R. Gottschalk, K. H. Clemens, H. Thies



nach zu Weihnachten

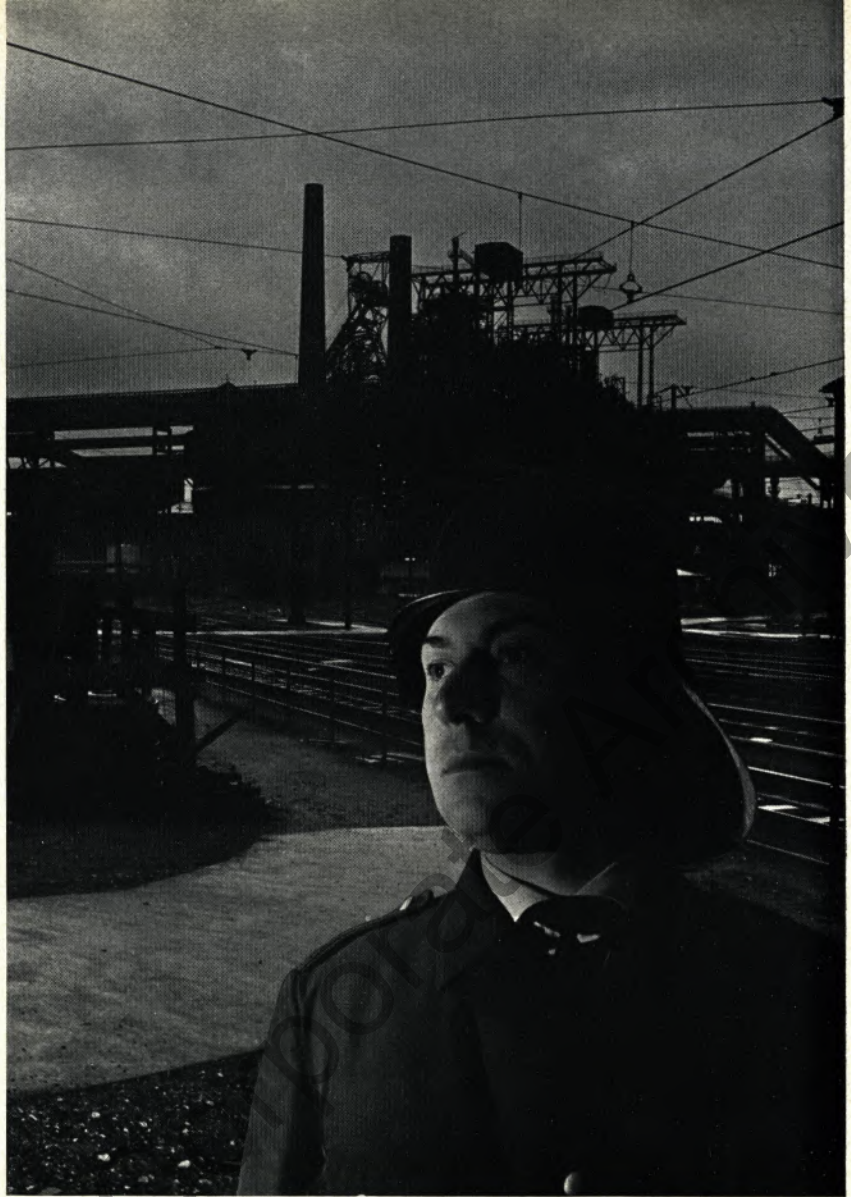
n Ruhrort, bei Thyssen und Poensgen

der ständig unterwegs sein. Sie holen Werksangehörige aus den Krankenhäusern ab, die über die Feiertage Urlaub erhalten haben. Dann bekommen die Fahrer oft kleine Weihnachtspäckchen. Mit diesen Liebesgaben bereiten sie Waisenkindern und hilfsbedürftigen Familien eine Freude.

Wie wichtig der Bereitschaftsdienst gerade am Heiligen Abend ist, wissen die Wehrleute. Einmal mußte in Brand geratener Kohlenstaub gelöscht werden. Ebenso unerfreulich war ein großer Wasserrohrbruch in eiskalter Weihnachtsnacht. Und im letzten Jahr mußte ein Mann, der Wachdienst im Betrieb hatte und plötzlich einen Herzinfarkt bekam, schnellstens in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Immer wieder half hierbei die Werksfeuerwehr.

Fünf Männer werden im Werk Poensgen zusammensitzen, wenn die Glocken die Heilige Nacht einläuten. Sie haben sich schon ausgedacht, wie sie dieses Jahr den Heiligen Abend verbringen werden. Kleine Überraschungen liegen unter dem Tannenbaum und bei Kerzenschimmer wollen sie den Klängen des Radios lauschen. Nur kurze Zeit. Dann werden sie wieder ihre Kontrollgänge machen müssen, um sich zu überzeugen, ob noch alles in Ordnung ist. Zwar ist das Werk Poensgen bisher von einem größeren Schadenfeuer verschont geblieben, aber in lebhafter Erinnerung steht den Wehrleuten doch noch der Brand einer Baubude am Heiligen Abend. Sie war schon abgebrannt, ehe die Feuerwehr eintraf.

An der Feuerwache in der Nähe des Tores 5 im Werk Ruhrort läßt man



Auch während der Feiertage stehen unsere Feuerwehrleute Wache in allen Werken von Phoenix-Rheinrohr. Vor den Ruhrorter Hochöfen versieht hier Feuerwehrmann Peerlings seinen Dienst

zwar ebenfalls besondere Vorsicht walten, aber die Wehrleute werden auch hier unter einem kleinen Tannenbaum beisammen sein können. Rund 20 Mann hat jede Schicht. Aber nur

ein kleiner Teil von ihnen kann jeweils in der Wache in Alarmbereitschaft sein, die übrigen sind im Werk bei Brand- und Gaswachen. Natürlich werden diese Wachen abgelöst. Sie können nicht über Stunden in der vielfach eisigen Kälte stehen. Wachen aber sind unerlässlich, genauso unerlässlich wie der gesamte Bereitschaftsdienst. Das weisen die Rapportbücher der letzten Jahre aus. So brannte vor zwei Jahren an der Schlackenverwertung im Werk Hüttenbetrieb ein Bagger und ein Hochofendurchbruch in Ruhrort mußte im letzten Jahr mit sieben Leuten bekämpft werden.

Dennoch aber hoffen alle, daß sich keine besonderen Vorkommnisse ereignen. Wenn aber in der Heiligen Nacht doch das Telefon klingeln sollte, dann möchte man ihnen wünschen, daß es die Kollegen aus den andern Werken unseres Unternehmens oder von der städtischen Feuerwehr sind, die „Frohe Weihnacht“ wünschen.





Riesige Geldsäulen

13,5 Mill. DM Weihnachtsgeld hat Phoenix-Rheinrohr in diesem Jahr ausbezahlt. Kann sich ein normaler Sterblicher diese Summe überhaupt vorstellen? Wir haben uns die Mühe gemacht, einmal folgendes auszurechnen: Der gesamte Betrag, in 5-Mark-Stücken aufgeteilt und aufeinandergelegt, ergäbe 57 Säulen, die so hoch sind wie das Thyssen-Haus; bei 2-Mark-Stücken wären es bereits 121 Säulen und bei 1-Mark-Stücken sogar 229.

Erster Preis im Fotowettbewerb

Einen schönen Erfolg erzielte unser Belegschaftsmitglied Rudi Oland aus dem Werk Ruhrort bei einem vom Jugendamt der Stadt Duisburg veranstalteten Fotowettbewerb. Für seine aus acht Fotos bestehende Reportage „Porträt der Schiffsjungen im Duisburg-Ruhrorter Hafen“ erhielt er den 1. Preis. Der Chemielaborant Rudi Oland hat sich vor vier Jahren der Amateurfotografie zugewandt. Er entwickelt seine Fotos selbst und kann ihnen damit jenen letzten Grad der Feinheit geben, den auch der Fachmann zu schätzen weiß. Seit einigen Jahren gehört er auch stets zu den Preisträgern des Wettbewerbs der Werkzeitung.

Die neue Mülheimer Fußgängerbrücke ist jetzt fertiggestellt

Eine weitere Möglichkeit über die Ruhr zu wandern, bietet sich fortan der Mülheimer Bevölkerung am Kahlenberg in der Nähe der Jugendherberge. Hier entstand eine neue Brücke, die ausschließlich für Fußgänger vorgesehen ist und direkt über die Stauwehre der Ruhr am Eingang des Schleusenkanals führt.

12 Stahlträger, die das Werk Thyssen unseres Unternehmens lieferte, bilden die tragende Konstruktion für den neuen 2,60 m breiten Gehweg der 66 Meter langen Fußgängerbrücke. Er ist an den Seiten durch schmale Stahlgitter gesichert. Während auf der Saarner Seite ein neuer Fußweg angelegt werden mußte, um eine Verbindung mit der Brücke herzustellen, erübrigte sich auf der Kahlenbergseite eine solche Rampe, da hier das Ufer über die Florabrücke ohne Höhenunterschied erreicht werden kann. Beim Bau der neuen Brücke nutzten die Stadtväter geschickt einen

Jubilare sahen die neuen Werksanlagen

70 Mitglieder der Jubilarenvereinigung der Werke Ruhrort und Hüttenbetrieb weilten am 19. Oktober im Ruhrorter Werk. Hüttendirektor Dr. Brandi begrüßte die ehemaligen Mitarbeiter und umriß in kurzen Zügen den augenblicklichen Stand unseres Unternehmens.

Die Pensionäre, die alle über 70 Jahre alt waren, besichtigten dann den Nordhafen, das Blastwerk, die Block- und Kontistraße sowie das Hochdruckkraftwerk. Verständlich, daß sich einige von ihnen von ihren ehemaligen Arbeitsplätzen kaum entfernen

konnten. Vor allem die weitgehende Mechanisierung und Automatisierung fesselte sie stark. In gemütlicher abendlicher Runde im Gästehaus bedankten sich die Pensionäre nach der Besichtigung überaus herzlich. Hier gab Dr. Brandi der Jubilarenvereinigung die Anregung, später auch einmal andere Werke unseres Unternehmens zu besuchen. Die beiden ältesten Besucher, die Pensionäre Seeger und Stumm, erhielten als Gastgeschenk je ein Kistchen Zigarren.

Der Poensgenchor sang bei einer Gedenkfeier

Zu einer eindrucksvollen Gedenkfeier für die Gefallenen des zweiten Weltkrieges und die Toten der Nachkriegswirren lud der Heimkehrerverband von Eller-Lierenfeld, anlässlich seines 10-jährigen Bestehens, am Sonnabend, dem 4. November 1961, zum Ehrenmal auf dem Eller Friedhof ein. Die musikalische Umrahmung dieser Gedenkstunde hatte der Werkchor Poensgen übernommen. Es erklang Kurt Lißmanns Media vita und Franz Schuberts Sanktus in eindrucksvoller Weise über die Gräber unserer Gefallenen. Die Vertreter beider Konfessionen und des Verbandes der Heimkehrer hielten in ergreifenden Worten Rückschau auf die Geschehnisse des letzten Krieges. Mit der Kranzniederlegung und dem Lied vom guten Kameraden klang die Gedenkstunde aus.

Einen Tag später trafen sich die Sänger unseres Werkschores Poensgen mit dem Orchester der Schutz-

polizei Düsseldorf auf dem Gertrudisplatz in Eller, um mit volkstümlichen Weisen die Bevölkerung zu erfreuen.

Gesamtbetriebsrat in Berlin

In der Zeit vom 18. bis 21. Oktober weilte der Gesamtbetriebsrat auf Vorschlag des Aufsichtsrates und des Vorstandes in Berlin. Die Betriebsräte folgten damit einer Anregung des Arbeitgeberverbandes und der IG Metall, um an Ort und Stelle die Zustände nach dem 13. August zu betrachten. Sie besuchten gleichzeitig auch die Deutsche Industriemesse. Auf Rundfahrten durch Ost- und Westberlin gewannen die Betriebsräte ein aufschlußreiches Bild von der geteilten Stadt. In Gesprächen mit Vertretern der IG Metall und der Berliner Borsig-Werke wurden Probleme erörtert, die sich zwangsläufig aus der neuen Lage nach Errichtung der trennenden Mauer ergaben.

Personelle Veränderungen

Prokura erhielten Dipl. rer. pol. Werner-Otto Reichelt, Volkswirtschaft und Absatzplanung, und Dipl.-Kfm. Willy Banditt, Verkaufsabrechnung.

Neue Handlungsbevollmächtigte: Anton Junker, Einkauf 1; Christian Lenz, Einkauf 1; Wilhelm Ebben, Einkauf 2.

Ein erfahrener Ausbilder wurde zweimal geehrt

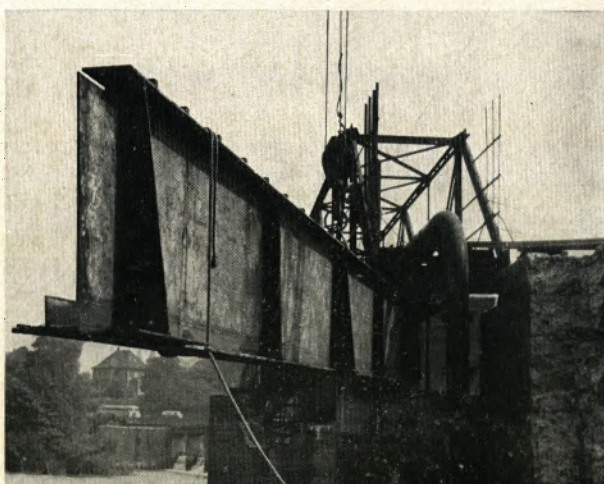
Dipl.-Handelslehrer Werner Grofe, der als Ausbildungsleiter in unserem Unternehmen tätig ist, wurde durch die Industrie- und Handelskammer Düsseldorf für 25jährige Tätigkeit im Prüfungswesen für Lehr- und Anlernlinge in einer Festerkunde am 9. Oktober besonders geehrt. Des weiteren erhielt er am 2. Oktober das goldene Verdienstabzeichen des Deutschen Stenografenbundes e. V. für hervorragende Verdienste um die Förderung von Kurzschrift und Maschinenschreiben.

HERAUSGEBER PHOENIX-RHEINROHR AG

Verantwortlich: Hüttendirektor Karl Schiewerling • Chefredaktion: Eduard Gerlach, Hauptverwaltung Düsseldorf, Thyssen-Haus, August-Thyssen-Straße 1, Telefon 82 41, Nebenstellen 80 50 und 82 31 • Redaktion Duisburg-Ruhrort: Rolf Dahlheim, Werk Ruhrort, Duisburg 4 44 71, Nebenstellen 62 34 und 73 01 • Redaktion Mülheim: Alfred Tesch, Werk Thyssen, Mülheim 44 34, Nebenstellen 48 40 und 44 40 • Druck: Gebr. Hermes, Düsseldorf • Klischees: Erwin Vogt, Düsseldorf

Auflage 57 000

Titelfoto: Lothar Kaster
Schwarz-Weiß-Fotos: Brinkmann, Conti Press, Klönne, Prophoto, Roebild, Zimmermann, Werkfotos, Laenderpress, Hafenamt Houston, Heini Mayr, Feiden, US-Botschaft, Werbeamt Provinz Alberta
Zeichnungen: Heinz Sonntag





„Regt euch doch nicht so künstlich auf, Kollegen! Ihr wißt doch ganz genau, daß der leuchtend gelbe Anstrich aller vorspringenden Ecken und Kanten in unseren Werken nur zu eurer eigenen Sicherheit dient!“

FÜR SIE GEZEICHNET



„Die gewissenhafte Aufteilung des Weihnachtsgeldes bereitet uns beiden niemals Kummer. Ich übernehme regelmäßig die Verteilung. Mein Mann bekommt einen neuen Anzug und ich kaufe mir vier Kleider!“



„Sind Sie zufällig der Sachbearbeiter aus dem Lohnbüro, der meinem Mann regelmäßig die hohen Lohnabzüge berechnet? Ich habe mich entschlossen, mal ein ernstes Wort mit Ihnen unter vier Augen zu reden!“

★

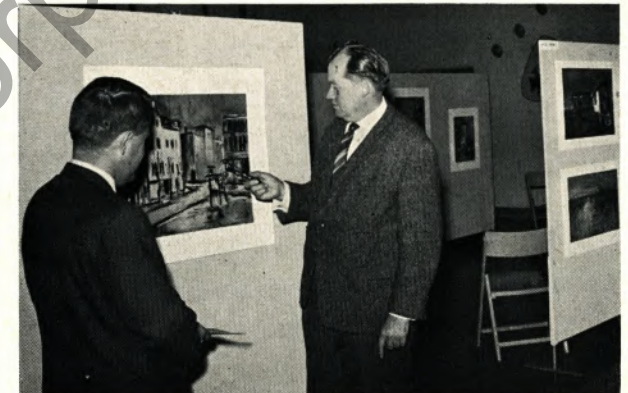
„Halt, Männer! Ich glaube, ihr bringt mich am besten erst einmal in die Richtung. Es geht mir jetzt schon viel besser. Weil ihr soviel Mühe mit mir hattet, will ich euch erstmal einen ausgeben!“



Rund 220 Mitwirkende standen auf der Bühne bei der Abschlußveranstaltung „Singende, klingende Ruhr“. Außer Thyssenchor und Symphonie-Orchester nahm der MGV „Mülheimer Bergwerksverein“ teil



Über 40 holländische Polizeibeamte mit ihren Angehörigen besichtigten am 28. Oktober unser Werk Thyssen. Sie zeigten sich von der Vielfältigkeit des Mülheimer Produktionsprogrammes stark beeindruckt



Licht
in der
Welt —
grafisch
gesehen

Horst Inderbieten (links) und Karl Hartings begutachten kritisch ihre eigenen Werke in der Hamborner Ausstellung. Vorn ein Bild von Karl Hartings, im Hintergrund Werke Horst Inderbieten

UND FOTOGRAFIERT



Ein Wiedersehen mit ihren ehemaligen, inzwischen aber weitgehend modernisierten Arbeitsplätzen gab es für einige Pensionäre. Sie besichtigten auf Einladung der Jubilarenvereinigung unser Ruhrorter Werk

